GERSTENBERGS

VERMISCHTE

SCHRIFTEN

VON IHM SELBST GESAMMELT

UND

MIT VERBESSERUNGEN UND ZUSÄTZEN

HERAUSGEGEBEN

IN DREI BÄNDEN.

DRITTER BAND.

ALTONA

BEI J. F. HAMMERICH 1816.

PHILOSOPHIE.

GEMEINSCHAFTLICHES PRINCIP

DER

THEORETISCHEN UND PRAKTISCHEN

PHILOSOPHIE.

1802.

AN HERRN CHARLES DE VILLERS.

Wie sehr, nächst den wohlbegründeten Erwartungen Ihrer übrigen Eutiner Freunde, in deren heiterm und lehrreichem Kreise Sie mich vor zwei Sommern zuerst mit Ihrem Entwurfe einer Einleitung in die Transcendentalphilosophie für das wiedergeborne metaphysische Frankreich bekannt machten, insbesondere auch die

meinigen durch Ihre jetzt erschienene *Philosophie de Kant* übertroffen wurden, und zu welcher freudigen Theilnahme mich der Gedanke an das erweiterte Publikum so vieler Nationen berechtigte, denen in Ihrer Universalsprache diese von Phantasieen und unhaltbaren Voraussetzungen mehr als je gereinigte Philosophie nun auf einmal zugänglich ward — meine eigne Nation nicht ausgenommen, die großentheils immer noch erst aus französisch geschriebenen Büchern zu erfahren pflegt, was unter uns vorgeht, und wovon unter uns die Rede ist: — von allem dem müssen Sie nun schon längst in Paris die schriftliche Versicherung aus den Händen meines alten Freundes Cramer empfangen haben. Vielleicht sollte ich mich entschuldigen, daß ich in diesen gedruckten Blättern gerade Sie von einem Mangel eben dieser gereinigten Philosophie unterhalte, von dem ich noch nicht einmal weiß, ob Sie ihn dafür erkennen werden —

von einem Mangel, den ihr nicht nur ihre erbitterten Gegner, nein, den ihr sogar viele ihrer erklärtesten Anhänger mit Heftigkeit vorwerfen — kurz, von dem Mangel eines gemeinschaftlichen Princips der theoretischen und praktischen Vernunft, zu dessen Aufstellung sich doch der unsterbliche Urheber der kritischen Philosophie in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten *) ausdrücklich anheischig gemacht zu haben schien. Ich gestehe Ihnen aber, dafs mir selbst dieser Mangel, auch wenn er nur scheinbar seyn sollte, allererst in Ihrer gedrängten Darstellung der beiden

*) „Zur Kritik einer reinen praktischen Vernunft (heifst es daselbst in der Vorrede) erfodre ich, dafs, wenn sie vollendet seyn soll, ihre Einheit mit der spekulativen in einem gemeinschaftlichen Princip zugleich müsse dargestellt werden können, weil es doch am Ende nur eine und dieselbe Vernunft seyn kann, die blofs in der Anwendung unterschieden seyn mufs."

Vernunft - Systeme recht fühlbar geworden ist; und ich konnte hoffen, dafs Sie, eben dieses Umstandes wegen, den Aufsatz, den ich Ihnen hier darüber zuschicke, mit desto geschärfterer Aufmerksamkeit prüfen würden. Bei einem nicht unbeträchtlichen Theile meines deutschen Publikums würde ich ohne Zweifel meinen Zweck viel besser erreicht haben, wenn ich, anstatt durch eignes Nachdenken der Quelle eines gemeinschaftlichen Princips nachzuspüren, versucht hätte, alle die Stellen, wo in den drei kritischen Systemen unsers Kant auf eine solche gemeinschaftliche Erkenntnifsquelle hingedeutet wird, unter einen einzigen Gesichtspunkt zusammenzufassen, und die Idee, die ihnen allen zum Grunde liegen mufste, mit der erforderlichen Genauigkeit und Klarheit aus ihnen zu entwickeln. So verdienstlich aber ein Versuch von der Art, wenn er gut ausfiele, unstreitig seyn würde, und so gern ich darauf rechne, dafs

sich unter den Kennern der Vernunftkritik Jemand finden möge, der sich diefs Verdienst noch in der Folge zueigne: so lag es doch aufser meinem Plane, mich selbst darum zu bewerben. Meine Absicht war, vorzüglich auch Ihretwegen, mich so kurz als möglich zu fassen; und ich sah voraus, dafs ich, wenn ich jenen schwerern Weg einschlüge, mein Ziel nicht ohne grofse Umschweife würde erreichen können. Ob ich es erreicht habe, müssen Sie und Ihre Mitleser entscheiden: wenigstens wünsche ich es; und zwar wünsche ich es, wie Sie mir leicht zutrauen werden, der Sie meine Entfernung von aller schriftstellerischen Selbstsucht kennen, gewifs nicht der Mühe wegen, die ich an die Ausarbeitung einiger Bogen verwandt haben kann, sondern der Sache selbst wegen. Es wäre doch schlimm, wenn es der kritischen Philosophie wie dem Nile ergehen sollte, der seine Segnungen durch sieben grofse und tausend kleine Ströme ergofs, ohne dafs uns Jemand, bis ganz

vor kurzem, zu erzählen wuſste, wo er denn eigentlich entspringt.

I. Erfahrung, was sie sei?

Wären die Wörter, deren wir uns zur Bezeichnung unsrer Vorstellungen und Begriffe bedienen, immer von unsrer eignen Erfindung, oder das Werk unsers eignen Nachdenkens, so könnte die Schuld nur an dem Mangel unserer Aufmerksamkeit liegen, daſs wir sie, wie es täglich und stündlich von uns geschieht, auf Gegenstände anwenden, die entweder gar nicht da, oder für die doch diese Wörter ganz irrig gebrauchte Zeichen sind. Wie oft sprechen wir nicht von Dingen, die wir zuverlässig erfahren haben wollen, ohne einmal zu wissen, was Erfahrung sei, und wie sie sich von bloſser Wahrnehmung unterscheide? Wörter sind Kurrent-Münze, die wir mit der Sprache, in

der wir geboren werden, auf Glauben unsrer Väter in Empfang nehmen: im täglichen Umlaufe haben wir nur selten Anlafs, uns nach ihrem innern Gehalte zu erkundigen; wir geben sie aus, wie wir sie angenommen haben. Aber auch wenn dieser Anlafs wirklich vorhanden ist, wenn — um bei dem Worte Erfahrung, als dem Thema der gegenwärtigen Untersuchung, stehen zu bleiben — die Frage: was versteht ihr unter Erfahrung? schon wirklich in Anrege gekommen ist: haben nicht Dogmatiker und Skeptiker sich seit Jahrtausenden vergebens über die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks gestritten? Betraf nicht in unsern Zeiten die gewaltige Gährung, die Hume unter den Denkern seines Vaterlandes hervorbrachte, lediglich den Begriff, den wir mit dem Worte Erfahrung verbinden sollen? ob es überhaupt einmal möglich sei, etwas zu erfahren? ob das stolze Wort Unsre Erfahrungen im Grunde etwas anders be-

deute, als dafs wir glauben, etwas erfahren zu haben, was wir doch nicht erfahren haben, nicht erfahren können? — Denn wie wollen wir eigentlich verstanden seyn, wenn wir sagen: wir haben etwas erfahren, oder wir haben eine Erfahrung gemacht?

Erfahrung kann nur von Thatsachen gesagt werden, von Dingen, die geschehen sind, und von denen man zu wissen behauptet, wie es geschehe, dafs sie solche Thatsachen werden können. Man traut sich zu, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in dem vorliegenden Falle genau angeben zu können, und verläfst sich bei jedem andern Falle von eben der Art auf das Erfahrungsgesetz zwischen Ursache und Wirkung, das man ein für allemal für dergleichen Thatsachen entdeckt haben will. — Einen andern Sinn kann auch wirklich das Wort Erfahrung nicht haben, wenn es irgend einen Sinn haben

soll. Experimente, mit denen sich bis auf den heutigen Tag Physik, Chemie, Psychologie u. s. w. beschäftigen, zwecken immer nur darauf ab, das Gesetz zu finden, nach welchem auf eine gegebene Ursache (z. B. Sonnenschein) eine gewisse Wirkung (z. B. geschmolzenes Wachs) nothwendig erfolgen, und, umgekehrt, bei einer gegebenen Wirkung nothwendig auf die Existenz einer bestimmt vorhergegangenen Ursache (hier ist geschmolzenes Wachs, oder hier ist ein Kassendefekt, also —) zurückgeschlossen werden müsse. So lange die Physik diese Nothwendigkeit bei einem aufgegebenen Erfahrungsfalle nicht erkannt hat, ist sie noch immer beim Experimentiren: der Physiker hat dann bloſs noch wahrgenommen, daſs im Sonnenschein das Wachs unter gewissen (veränderlichen) Umständen zu schmelzen pflege, aber er hat noch nicht erfahren, unter welchen Umständen und Voraussetzungen es

nothwendig sei, dafs Wachs im Sonnenschein schmelze.

Gleich hier aber strömen uns schon von allen Seiten die skeptischen Fragen entgegen: was ist Ursache? was ist Wirkung? was ist nothwendiger Zusammenhang zwischen beiden? wie war es möglich, zu erfahren, dafs dieser Zusammenhang nothwendig war? — Der Physiker, sagst du, experimentirt, um beim Schmelzen des Wachses im Sonnenschein den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, das Gesetz nach welchem die Sonne auf Wachs wirkt, zu erfahren. Wie will er das aber erfahren, wenn er von Sonne und Wachs nichts weiter kennt, als ihre Erscheinungen, oder, mit andern Worten, als die Vorstellungen, die er, auf das Zeugnifs seiner Sinne, von diesen Aufsendingen zu haben gewohnt ist? Müfste er nicht in die Aufsendinge selbst erst hinüber gegangen seyn, um sich von dem nothwendigen

Zusammenhange zu unterrichten, den diese Aufsendinge mit dem, was in ihm vorgeht, mit seinen Vorstellungen, haben, ehe er sich herausnehmen kann, von der Vorstellung auf das Aufsending, und von diesem auf jene zu schliefsen? Auf welcher Brücke hätte er denn wohl diesen Übergang gemacht? Durch welches Medium wäre er von jener zu diesem hinübergelangt? Durch das Medium seiner Sinne, sagst du? Als ob das Bewufstseyn, durch das Medium des Auges zu sehen, durch das Medium des Ohrs zu hören u. s. w., nicht eben sowohl eine Vorstellung, wie alle andre Vorstellungen von Aufsendingen, wäre. Vor allen Dingen zeige uns erst eine Möglichkeit, wie die Vorstellungen, die du dir von dem Seyn der Dinge, von dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen aufser dir und unter einander, von den Gesetzen, die es der Sonne nothwendig machen sollen, das Wachs zu schmelzen, und dem Wachse,

von der Sonne geschmolzen zu werden, innerhalb deines denkenden Ich machst, mit dem, was in diesen Aufsendingen vorgeht, irgend eine nothwendige Übereinkunft haben können. Kannst du uns nur vor der Hand erst begreiflich machen, wie Erfahrung möglich sei, so wollen wir dir gerne den Beweis erlassen, dafs der Physiker durch Experimentiren zur Erfahrung gelange.

II. Erfahrung, wie sie möglich sei?

Schwerlich wird Jemand, der diese Bedenklichkeiten erst recht gefafst hat, so keck seyn zu behaupten, dafs die Nachfrage des Skeptikers nach der Möglichkeit der Erfahrung eine leere Sophisterei sei, die sich von selbst widerlege. Jede Berufung auf die wirkliche Erfahrung, um daraus auf die Möglichkeit derselben zurückzuschliefsen, ist ein logischer Zirkel, worin man sich herumdreht, ohne aus der Stelle zu kommen, eine *Pe-*

titio principii, wo man das als zugestanden voraussetzt, worüber noch gestritten wird. Wer sich auf seine Erfahrung beruft, dafs die Sonne das Wachs wirklich schmelze, weil er ja, um geschmolzenes Wachs zu sehen, weiter nichts nöthig habe, als dafs er es in die Sonne lege, der hat vergessen, dafs er bei seiner Berufung auf sein Sehen selbst einräume, von dem Schmelzen des Wachses in der Sonne nur so viel erfahren zu haben, als er nach seiner Art zu sehen, die im Grunde nichts mehr oder weniger, als eine gewisse Vorstellungsart ist, davon hat erfahren können. Immerhin mag das, was er beim Schmelzen des Wachses gesehen hat, mit dem, was in der Sonne und im Wachse vorgegangen ist, auf das vollkommenste übereinstimmen — welches gewifs eine sehr milde Voraussetzung ist — so ist es doch unmöglich, dafs er von dieser Übereinstimmung — ich will nicht einmal sagen, etwas erfahren, son-

dern — nur eine vernünftige Muthmaſsung haben könne. Denn da er selbst zugiebt, daſs der Gesichtssinn das Medium sei, wodurch er zu der Vorstellung gekommen ist, daſs etwas zwischen den beiden Auſsendingen, Sonne und Wachs, vorgegangen sei, was ihm als eine Schmelzung erscheint, so gesteht er zugleich, daſs der wirkliche Gegenstand seiner Vorstellung nicht Sonne und Wachs unmittelbar und für sich allein, sondern Sonne und Wachs durch ein Medium sei. Nun kann aber Niemand von der Beschaffenheit eines durch ein Medium erkannten Objekts für sich allein etwas wissen, ehe er das Medium davon abgesondert hat. Wenn ich die Sonne durch das Medium eines schwarzen Glases sehe, so ist der Gegenstand meiner Vorstellung nicht die Sonne an sich selbst, sondern die Sonne durch das Medium. Sondere ich in dieser Vorstellung das Medium des geschwärzten Glases von der Sonne ab, erst dann bleibt mir in meiner Vorstellung ein

Residuum, was mir als die Sonne an sich selbst erscheint. Nun lassen sich zwar viele dergleichen Experimente, die Objekte von ihren Mediat-Vehikeln zu trennen, ohne die mindeste Schwierigkeit und mit dem besten Erfolg bei Gegenständen der Sinne anstellen. Wie will ich aber die Sinne selbst von ihren Gegenständen absondern? Wie komme ich je dahin, nach Abzug des Sinnen-Vehikels ein Residuum übrig zu behalten, was mir als das Ding an sich selbst erscheinen muſs? Oder stände ich etwa in dem Wahne, daſs es sich mit Objekten, die ich vermittelst der Sehestrahlen wahrnehme, eben so verhalte, wie sich die gesehene Abbildung eines Menschen zu dem gesehenen Originale verhält: so wird mich jede Optik bald eines andern belehren. Ich muſs also nothwendig gestehen, daſs ich von dem wirklichen Objekte meiner Sinne immer nur so viel erfahren kann, als sich durch das Medium

eben dieser Sinne davon erfahren läſst, und daſs man mich nicht etwa in ein dialektisches Netzwerk zu verwickeln meine, wenn man mir zumuthet, hinter der Vorstellung noch etwas anders zu suchen, was man aus bloſsem Muthwillen (*sans rime sans raison*) das Ding an sich nenne, sondern daſs ich bei Gegenständen, die ich durch das Medium der Sinne erkenne, vernünftiger Weise gar nicht umhin kann, nach einem Dinge an sich zu fragen, welches nach Abzug des vermittelnden Sinns als das wahre Residuum übrig bleibe.

Es ist sonach ein vollkommen zweckmäſsiges Geschäft, was uns unsere Vernunft aufgiebt, vor aller weitern Nachfrage nach der Wirklichkeit der Erfahrung, und gerade als ob es keine wirkliche Erfahrung je in der Welt gegeben hätte, zu untersuchen, ob Erfahrung überhaupt auch möglich sei, und unter

welchen **Bedingungen** und Voraussetzungen sie es sei?

Ich glaube mir die Auflösung dieses Vernunft-Problems einigermaſsen erleichtern zu können, wenn ich mir den Weg dazu durch ein bekanntes, und zwar uraltes, *) Gleichniſs bahne. Man hat schon

*) *Sexti Empirici Pyrrh. Hypotyp. Lib. I.* §. 41. *ed. Mund.* (Nach der Buhleschen Übersetzung.) „Die Spiegel zeigen nach ihrer Verschiedenheit die äuſsern Gegenstände bald sehr klein, wie die Hohlspiegel; bald sehr lang und schmal, wie die konvexen Spiegel. Einige stellen den, der in den Spiegel sieht, in umgekehrter Richtung dar, den Kopf unten, und die Füſse oben. Da nun von den Gefäſsen der Augen einige bald mehr hervorstehen wegen der Konvexität, andere mehr hohl sind, andere horizontal liegen: so werden wahrscheinlich auch hierdurch die Vorstellungen verändert; und Hunde, Fische, Löwen, Menschen, Heuschrecken sehen dieselben Gegenstände weder der Gröſse, noch der Gestalt nach auf gleiche Weise, sondern so, wie das Gesichtsorgan eines jeden den Eindruck modificirt.“ (Eine ähnliche

in den frühesten Jahrhunderten der Philosophie das Gleichniſs vom Spiegel gemiſsbraucht, um von unsern Vorstellungen eine falsche Vorstellung zu geben. Hier meine ich einen nicht üblen Gebrauch von einem ähnlichen Spiegel - Gleichnisse zu machen, wenn ich es auf eine Idee anwende, die es wohl verdient, daſs sie unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftige; und der Spiegel, dessen ich mich zu dieser Absicht bedienen will, sei, der faſslicheren Darstellung wegen, ein Hohlspiegel. *) Ein Hohlspiegel giebt eine

Bemerkung von Pyrrho selbst führt Diogenes Laërtius an. *Lib. IX. p.* 683. *ed. Casaub.*)

*) Ich entlehne diese Spiegel-Prosopopoeie aus einem Briefe an Herrn Geheimenrath Jacobi, den ich im Genius der Zeit (Febr. 1800) abdrukken lieſs, itzt um so zuversichtlicher, da sie auch meinem Freunde de Villers die Sache, die hier abgehandelt wird, so zweckmäſsig zu verdeutlichen schien, daſs er kein Bedenken trug, in seiner *Philosophie de Kant p.* 110 f. Gebrauch davon zu machen.

ganz andere Art der Vorstellung von Gesichts-Objekten, als ein Planspiegel. Der Hohlspiegel, wenn er denken könnte, würde gewifs seine Objekte in den Objekten des Planspiegels nicht wieder erkennen. Wir aber, die wir uns beide Spiegel, des Gleichnisses wegen, als denkende Wesen denken, würden erkennen, dafs es dem Hohlspiegel unter der beharrlichen und unveränderlichen Form, die er nun einmal haben mufs, wenn er ein Hohlspiegel seyn soll, leicht möglich seyn würde, das Gesetz zu finden, nach dem alle seine Wahrnehmungen von Gesichts-Objekten in einem nothwendigen Zusammenhange, sowohl unter einander als mit der beharrlichen Hohlspiegelform seiner eignen Vorstellungsart, stehen müfsten. Es wäre unmöglich, dafs ihm je ein Objekt unter der Form eines Planspiegels, oder überall unter irgend einer andern Form als seiner eignen, erscheinen könnte. Seine anschaulichen Objekte ständen folglich durchgän-

gig unter der Idee einer Einheit, die für alle mögliche Objekte, welche ihm jemals vorkommen könnten, gleich *a priori* gesetzgebend wäre.

Gesetzt nun weiter, der Mensch erkennte in sich selbst etwas ursprünglich Faktisches und Gegebnes, was sich mit der Form eines Planspiegels, oder eines Hohlspiegels — wie ihr wollt — analog denken lieſse: so würden, dünkt mich, aus dieser ursprünglichen Form des Menschen alle die Resultate hervorgehn, die uns in dem Gleichnisse eines Spiegels auffielen. Nun nehme ich es, doch nur bittweise, für erwiesen an, daſs es in der Vorstellungsart des Menschen allerdings etwas gebe, was ganz bestimmt die ursprünglich unveränderliche Einheit in seiner Art zu sehen — worunter ich alles begreife, was wir durch unsere Sinne überhaupt in Verbindung mit unserm intellektuellen Vermögen erfahren — genannt zu werden verdiene. Ich muſs also, ohne

mich länger bei Gleichnissen und Vorbegriffen aufzuhalten, itzt zur Entstehungsart der Erfahrung selbst, ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit nach, übergehen, um mir zu der Aufstellung des gemeinschaftlichen Princips, die der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes ist, freie Bahn zu machen.

III. Gesetzgebende Idee für äufsere Gegenstände, wie sie möglich sei?

Was Cartesius, sehr irrig, von der Gottheit sagte:

> „die blofse Idee, Möglichkeit einer Gottheit zu denken, macht schon, dafs die Gottheit für uns wirklich wird" —

das läfst sich, buchstäblich wahr, von der Erfahrung sagen:

> „die blofse Idee, Möglichkeit der Erfahrung zu denken, macht schon, dafs die Erfahrung für uns wirklich wird." —

Die blofse Idee dieser Möglichkeit, aber

vollständig und mit allen ihren Bedingungen gedacht, ist weit mehr als ein *Principium cognoscendi* der Erfahrung: sie ist (mit den Scholastikern zu reden) ihr *Principium essendi* selbst. Das Innere der Natur, oder das Universum wie es an sich selbst ist, wird nach dieser kritisch berichtigten (nicht Fichtischen) Idee für mich das Äufsere, und nur das in und an ihr, was Objekt meines Erkenntnifsvermögens werden kann, oder die idealisirte Natur, für mich das Innere.

Den ausführlichen Beweis dieser kühnen Behauptung hat die Kritik der reinen Vernunft unternommen. In beständiger Beziehung auf dieselbe begnüge ich mich, ihn hier nur auf einige wenige seiner Hauptmomente zurückzuführen.

Schon gleich der erste kritisch vernünftige Gedanke, wie Erfahrung möglich sei, enthält die stillschweigende Abfertigung eines uns nur zu lange vorgespiegelten Halbgedanken, als ob wir von

den Dingen an sich etwas erfahren könnten. Das Problem, welches unsre Vernunft sich im Punkte der Erfahrung aufgiebt, betrifft nicht die unmögliche, sondern die mögliche Erfahrung. Denn wie wollten wir es, wie ich so eben aus dem Munde des Skeptikers bemerkte, wohl anfangen, von irgend einem Gegenstande unsrer Anschauung zu erfahren, wie er an sich selbst beschaffen sei, da es uns doch unmöglich ist, auch mit der lebhaftesten Einbildungskraft das Medium unsrer Sinne von ihm abzusondern? Was würde wohl von dem Gegenstande für unsre Anschauung und Erkenntnifs übrig bleiben, wenn wir alles von ihm wegdächten, was zur Anschauung selbst gehört? Zieht eure sämmtlichen Sinne von dem Gegenstande ab: was ist das Residuum? Nicht einmal das Phantasma eines Gegenstandes, geschweige irgend eine reelle Materie selbst. Wird der Hohlspiegel unsers Gleichnisses, wenn er, zugleich mit dem Planspiegel,

von dem Objekte seiner Anschauung abstrahirt, eben dadurch eine Vorstellung von dem gegenüber stehenden reellen Substrate bekommen? Läfst sich's auch nur in einem Feen-Mährchen zusammenreimen, dafs beide, in dem Augenblicke da sie ihre Vorstellung von allem abgezogen hatten, was an dem Objekte anschaulich war, nun zu ihrer Verwunderung erfuhren, wie ihren so disparaten Anschauungen immer nur ein und dasselbe gemeinschaftliche Substrat zum Grunde gelegen hatte?

Ich schränke mich sonach lediglich auf die Objekte der Sinne ein, und verstehe darunter — was sich billig von selbst verstehen sollte, wenn es nicht Menschen gäbe, die alles verstehen, nur das Einzige nicht, was sich von selbst versteht — verstehe also namentlich und ausdrücklich darunter: die äufsern Objekte, und zwar weder, wie sie an sich nach Abzug des Mediums der Sinne existiren (denn davon weifs ich nichts), noch wie sie in der

Vorstellung nach Abzug eben dieses Mediums existiren (denn das wäre ein bloſser Gedanke), sondern wie sie in der wirklichen Vorstellung meiner Sinne leiben, leben, und da sind: das Pferd als das wirkliche Pferd vorgestellt, und so auch das andere Thier, das Rind, das Federvieh, das Gartengewächs, das Weltmeer u. s. w., jedes unter der Sinnenform, unter der wir es — nicht erdichten, nicht als existirend zu erkennen wähnen, meinen, oder glauben, sondern — für wahrhaft existirend anerkennen. Und frage: wie ist von diesen Gegenständen unsrer Sinne Erfahrung möglich? wie ist es möglich, von Dingen, die zwar ihrem wirklichen Daseyn, aber nicht ihrer innern abstrakten Beschaffenheit nach von uns wahrgenommen werden können, in irgend einer Rücksicht den nothwendig wahren Zusammenhang zu erfahren?

Wären unsre Sinne ein so reines, mit sich selbst bestehendes, ursprünglich un-

wandelbares Medium der Darstellung, wie es, vergleichungsweise, die Spiegelform für den Spiegel ist, so wären diese Fragen schon *ipso facto* durch das bloſse Daseyn der Sinne beantwortet. Wir besäſsen dann an unsern Sinnen eine Einheit, die uns zum Maſsstabe für alles, was sich uns von auſsenher durch das Medium derselben darstellte, dienen könnte; wir sähen sofort eine Möglichkeit ein, etwas von äuſsern Gegenständen zu erkennen, was, sofern sie sich auf diese Einheit bezögen, und sich dadurch ausmessen lieſsen, nothwendig wahr seyn müſste. Allein es fehlt viel daran, daſs unsere Sinnen - Organe solche *organa* oder Instrumente der objektiven Erkenntniſs wären, wie wir sie für das Bedürfniſs einer nothwendig wahren Erfahrung brauchen: sie sind alle gebrechlich, veränderlich, nichts weniger als zuverlässige Maſsstäbe äuſserer Objekte. Der Gelbsüchtige sieht an eben dem Gegenstande lauter gelbe

Farben, wo der Mensch im gesunden Zustande lauter weifse erkannte; der Eine hört in einer gewissen Verbindung der Töne die lieblichsten Akkorde, wo der Andere den unleidlichsten Mifslaut vernimmt u. s. w. Wir würden uns also auch mit den Gegenständen unsrer Sinne in eben der mifslichen Lage befinden, in die wir uns kurz vorher bei den Dingen an sich versetzt sahen: Erfahrung von ihnen würde für uns unmöglich seyn, wenn unsrer Sinnlichkeit im Ganzen nicht glücklicher Weise, bei aller übrigen Veränderlichkeit ihrer Darstellungen, doch Eine Darstellungsart eigen wäre, die gar keiner Veränderung unterworfen ist — nämlich die Vorstellungsart in Raum und Zeit.

An dem Raume haben wir einen sichern Mafsstab anschaulicher Objekte, der für alle menschliche Subjekte überall und unter allen Umständen immer der nämliche ist; und eben so unwandelbar und allgemeingültig, wie wir den Raum in seinen Aus-

messungen finden, ist auch die Zeit in den ihrigen. *) Raum und Zeit sind zwar Thatsachen, aber keine empirische. Die Axiomen und Postulate sind darum, weil sie aus diesen Thatsachen hervorgehen, doch nicht weniger *a priori*. Niemand darf befürchten, daſs sich mit den Thatsachen des Raums und der Zeit etwa irgend künftig einmal auch ihr *a priori* verändern möchte. Was der, durch Vernunft-

*) Es ist sehr merkwürdig, daſs die besondere Natur des Raumes und der Zeit schon den Eleatikern Anlaſs geben konnte, solche wichtige metaphysische Probleme aus der tiefsten Tiefe derselben aufzuwerfen, wie Aristoteles deren einige in seinen physischen (oder vielmehr metaphysischen) Vorlesungen (*Auscultt. Natur. Libb. VIII. cum comm. Iul. Pacii, Francof.* 1596. *Lib. IV. c.* 14.) anführt, der mit allem seinem Scharfsinne doch nicht vermögend war, sie nur einigermaſsen befriedigend aufzulösen. Aber noch weit merkwürdiger ist es — wird es wohl ewig bleiben — daſs es dem menschlichen Geiste gelingen konnte, ihre transcendentale Form zu entdecken.

kritik gereinigten, Transcendentalphilosophie ihren unschätzbaren Vorzug vor jeder andern Metaphysik giebt, ist gerade der Umstand, dafs sie auf ein Faktum gegründet, und doch zugleich *a priori* ist. Durch die unveränderliche, mit sich selbst bestehende, allgemeingültige Einheit des Raums und der Zeit, verbunden mit der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer reinen Anschauungen und Konstruktionen, bekam die Mathematik vor allen andern Wissenschaften, die auf Anschauung beruhen, ihren Vorzug und ihren Werth der Apriorität; und eben diese Apriorität des Raums und der Zeit, von der die Mathematik nur eine Instanz ist, und die ich hier übrigens als längst erwiesen voraussetze — denn für den, dem sie immer noch unerwiesen ist, kann ich nicht geschrieben haben — giebt beiden gerade diejenige Brauchbarkeit, deren die Vernunft bedurfte, um sich Erfahrung als möglich zu denken. Aber wie?

Erfahrung, habe ich gesagt, ist der erkannte nothwendige Zusammenhang unter den Thatsachen — läuft also, da alle Thatsachen in der Zeit geschehen, darauf hinaus, ob ich über das, was in der Zeit geschehen ist, wahr oder falsch geurtheilt habe. Nun sind aber unsere Vorstellungen, sie mögen die Objektivität der Thatsachen, oder die Subjektivität unsers bloſsen Denkens betreffen, ebenfalls etwas das in der Zeit geschieht. Und siehe, der einzige Umstand, daſs keine unsrer Vorstellungen, selbst die vom Raume nicht ausgenommen, mit einer andern zugleich existirt, sondern daſs alle successiver Natur sind, wird das wesentlichste Kriterium, wodurch wir das Objektive in ihnen von dem Subjektiven unterscheiden, ja sogar die von unserm Denken unabhängige Existenz der Auſsendinge beweisen. Das scheint widersprechend zu seyn, aber es hängt so zusammen.

Wäre nämlich das Vorher und Nachher

in der Succession unsrer Vorstellungen überall und unter allen Umständen von der Art, dafs es nur auf die Tendenz unsers Denkens ankäme, wie sie auf einander folgen sollten (z. B. die Prämissen und die Konklusion eines Schlusses): so würde bei der Beurtheilung des mannichfaltigen Inhalts derselben die Zeit selbst immer nur als Inhalt, nie als Mafs dieses Inhalts, in Anschlag kommen können. Da aber die Vorstellungen, um objektiv wahr zu seyn, dem Vorher und Nachher ihrer Objekte entsprechen müssen, die Zeitverknüpfung aber z. B. in der Thatsache eines Kanonenschusses ganz anders bestimmt ist, als in der eines Leichengefolges, oder in dem Beisammenseyn einer Tischgesellschaft: so wird auch die Succession der Vorstellungen an eben diese so verschiedenartigen Zeitverhältnisse gebunden seyn, und es wird nicht von der Gedankenfolge unsers Räsonnements abhängen, in welches Zeitmoment wir die

Wirkung des Schusses versetzen wollen, sondern wir werden die Kausalverknüpfungen, die uns in dieser Thatsache gegeben sind, genau in derjenigen Zeitordnung denken müssen, wie sie objektiv in der Zeit erfolgen. Mithin stehen unsre Vorstellungen vermittelst des Zeit-Mediums in einem nothwendigen Zusammenhange mit ihren Objekten, und diese Objekte bekommen nicht etwa ihr Daseyn von uns oder unserm Vorstellungsvermögen, sondern, umgekehrt, unser Vermögen, sie objektiv vorzustellen, hängt vielmehr von dem wirklichen Daseyn der Objekte ab.

Durch die Form der Verknüpfung, welche die Zeit von dem annimmt, was in ihr vorgeht, und nach der sich auch die Form der Verknüpfung in unsern Vorstellungen richtet, bekommt nun zwar das Mannichfaltige unsrer Vorstellungen eine durchgängig bestimmte Zeiteinheit. Allein das Mannichfaltige derselben in

einem Urtheile überhaupt, folglich auch in einem Erfahrungsurtheile, soll nicht zur Zeiteinheit, sondern zur Begriffseinheit verknüpft werden. Wie wird denn nun diese Duplicität der Einheit (wenn ich mich so ausdrücken darf) eine gemeinschaftliche Einheit der Erkenntnifs, eine Verstandeseinheit, eine Erfahrung werden können? Sie kann es nur dadurch werden, dafs beide zur Einheit eines einzigen Vernunft-Ich gehören. Eben dadurch, dafs sie ursprünglich in einem einzigen denkenden und anschauenden Subjekte zu einer synthetischen Einheit (gerade dieser Ursprünglichkeit wegen *Synthesis a priori* genannt) mit einander vereinigt sind, eben dadurch werden sie die gemeinschaftliche Grundlage einer Erkenntnifsart, in der sich alle Arten der Vorstellung, sie mögen ihren Stoff aus der Zeit oder aus dem Denkvermögen hernehmen, nach einerlei Verstandesgesetzen beurtheilen lassen. Das

blofse Denkvermögen, auf logische Principien eingeschränkt, kann wohl Vorstellungen unter und mit einander verknüpfen, ohne sich von ihrem materiellen Inhalte Rechenschaft zu geben. Aber das Erkenntnifsvermögen bedarf zu seinen Verknüpfungen noch aufserdem einer Synthesis, um die Richtigkeit seiner logischen Kombinationen zu bewähren; und durch den materiellen Inhalt, den diese Synthesis an die blofse Vorstellung knüpft, und aus den Thatsachen der Zeit in den Verstand hinüberträgt, mufs das Erkenntnifsvermögen die Realität seiner Erkenntnisse, so wie durch die Begriffsform, die der Verstand dazu hergiebt, die Verständlichkeit derselben begründen. Wäre das Faktum der Zeiteinheit nicht in dem Ich eines einzigen denkenden und erkennenden Wesens mit der Begriffseinheit ursprünglich und von oben herab verbunden, so wäre die Duplicität der Principien unvermeidlich: was *a priori* unläug-

bar wahr wäre, das könnte dem unerachtet *a posteriori* eben so unläugbar falsch seyn. Allein durch die mit sich selbst bestehende Einheit des Vernunft-Ich, in die beide synthetisch *a priori* verschmolzen sind, ist schon von oben herab dafür gesorgt, dafs alles in unserm Erkenntnifsvermögen nach einerlei Principien wahr oder falsch seyn mufs. Wenn wir z. B. die Begriffseinheit des Grundes und der Folge in einem hypothetischen Urtheile für nothwendig wahr erkennen, so wird eben diese Form eines hypothetischen Urtheils, auf das Antecedens und Konsequens in der Zeiteinheit (z. B. auf das Vorher und Nachher in einem Kanonenschusse) angewandt, nicht weniger nothwendig wahr seyn müssen. Wir werden mit der vollkommensten objektiven Wahrheit sagen können, dafs sich das Antecedens in dem vorhergehenden Zeitmomente eines Kanonenschusses genau so als Ursache zu der Wirkung in dem Kon-

sequens des nachherigen Zeitmoments verhalte, wie sich in einem hypothetischen Urtheile der Grund des Vordersatzes zu der Folge des Nachsatzes verhält; wir werden den nothwendigen Zusammenhang unter beiderlei Form, der Begriffseinheit und der Zeiteinheit, erkannt, wir werden eine Erfahrung gemacht haben.

Wie aber kamen wir denn nun dazu, diese Erfahrung zu machen? Durch die bloſse Idee: denn im Grunde war sie es selbst, die uns diese Erfahrung machte. Sie gab uns in einer *Synthesis a priori*, von der sie, ehe sie sich zur kritischen Reflexion über die beiden ursprünglichen Thatsachen, Raum und Zeit, erweiterte, sich die vermittelnden Bedingungen nur gleichsam nach einem logischen Umrisse zu skizziren vermochte, ein Schema der Beurtheilung, nach dem allein es uns möglich wird, etwas von den Objekten unsrer Sinne zu erfahren. Thatsachen der

Wahrnehmung, die diesem Schema entsprechen, d. h. bei denen sich die bloſse logische Form mit der faktischen Form der Anschauung in Raum und Zeit zu einer reellen Schluſsfolge verknüpft, sind bloſs dadurch daſs sie demselben entsprechen, wirkliche Erfahrung; eine andere Art zu erfahren, als vermittelst dieses Schema, giebt es für uns nicht, und kann es nicht geben. Kopernikus hätte nicht einmal den Gedanken haben können, sich, bei der Verschiedenheit unsrer Ansichten in dem Stande der Sonne und der Planeten, zur Einheit eines fixen Standpunkts für das Ganze unsers Sonnensystems zu orientiren, und die subjektive Successionsform seiner Wahrnehmungen (denn so lange sie nicht durchgängig durch ihr Objekt bestimmt war, konnte sie nicht objektiv heiſsen) durch die objektive Kausalverknüpfung einer allgemeingültigen Zeitrechnung (des Kalenders) zu bestimmen, wenn ihm nicht dieses Schema der *Synthesis*

a priori (oder, wie er sich ausgedrückt haben wird, des nothwendigen Zusammenhangs) vorgeschwebt hätte. Durch seine Konstruktion einer reinen trigonometrischen Anschauung nach logischen Gesetzen der Begriffseinheit machte er, daſs die Natur, die sich uns hinter jener Verwickelung der Ansichten verbergen zu wollen schien, ihm gleichsam Stand halten muſste, um auf dem Wege der Erfahrung von uns erkannt zu werden. Für die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt, die je gemacht ist, je gemacht werden wird, selbst der trivialsten, ist das Schema der *Synthesis a priori* das einzige konstitutive Gesetz. Wo der Gedanke sich nicht mit der Realität zu einer Schluſsfolge, bei der beide einander bestätigen, verknüpft, da kann die Spekulation durch ihre Sublimität vielleicht unsere Bewunderung verdienen, aber unsere Erkenntniſs durch die bloſse Spekulation ohne Synthesis zu erweitern, ist unmöglich. Für die Wirklichkeit hingegen,

eine Übereinstimmung der empirischen Verknüpfung (z. B. zwischen dem Magnet und dem Eisen) mit dem Schema zu Stande zu bringen, ist das Gesetz der Synthesis nur regulativ, um da, wo die Erfahrung noch nicht gemacht ist, immer weiter zu experimentiren. Wir stehen mit unsern Wahrnehmungen von der Attraktion des Magnets, so lange wir diese nothwendige Übereinstimmung nicht entdeckt haben werden, nur noch bei dem Versuche; und Erfahrung werden diese Experimente der Entdeckung nur dann erst geworden seyn, wenn die Resultate derselben dem Schema der *Synthesis a priori* nach allen Kategorien überhaupt, und jeder derselben insbesondere, entsprechen werden.

IV. Architektonische Idee eines Weltganzen.

Wenn nun aber die ganze Welt der Erfahrung, die vor dem innern Auge meines

Geistes aufgegangen ist, in ihrer höchsten Vollkommenheit einer mechanischen Natur-Ordnung, wo mit sichtbarer Zweckmäfsigkeit jedes Rad in das andere greift, vor mir dasteht; wenn Magnetismus, Galvanismus, Elektricismus, und jedes andere Aggregat empirischer Wahrnehmungen sich zur reinsten Synthesis (der transcendentalen Zeitform mit der logischen Form des Gesetzes) verknüpft hat; wenn alles durchexperimentirt, alles durcherfahren ist: wie denn weiter? Das schlechthin Äufsere (gleichsam das Chaos) der Naturmaterie auf der einen Seite vor mir aufgestellt und geordnet: auf der andern gegenüber Ich selbst dastehend, das Vernunft-Ich, der ich der rohen Materie diese für meinen technischen Gebrauch so zweckmäfsige reine Form ganz aus mir selbst gegeben habe (woran ich aber, allem Ansehen nach, wohl eine ganze Ewigkeit hindurch zu ordnen haben kann, ehe ich mit der Synthesis der möglichen Erfahrung fertig

bin) — welchen vernünftigen Zweck kann doch wohl dieses ewige Ordnen der Natur nach Begriffen an sich selbst haben? Das bloſse Daseyn einer Uhr wird ganz zwecklos, wenn nicht auch ein vernünftiges Wesen existirt, was Gebrauch von der Uhr machen kann. Welchen Werth würde aber wohl beides, die Uhr sowohl als das vernünftige Wesen, seinem bloſsen Daseyn nach, haben, wenn weiter nichts als die Bestimmung der Zeit der letzte und höchste Zweck des Uhrbesitzers wäre? Was hilft's mir, daſs ich auf ein Haar zu bestimmen weiſs, wie es in der Zeit ist, wenn ich die Zeit selbst schlecht anwende? Wie kann ich aber wissen, ob ich sie gut anwende, wenn ich sie nicht auf den Begriff des Zweckes beziehe? Nur durch Zwecke, die eine Beziehung auf Gut und Böse, nicht bloſs auf Daseyn und Gewesenseyn, haben, bekommen meine Erkenntnisse einen Werth, den ihnen die Erfahrung allein nie geben kann. Der

Gegenstand der Erfahrung ist Wahrheit, ein für sich allein betrachtet weder guter noch böser Gegenstand. Durch den Zweck, den ich mit der Erkenntniſs der Wahrheit verbinde, kann diese Wahrheit entweder gut oder böse für mich werden. Der Zweck selbst aber wird ein an sich, nicht bloſs für mich, sofern ich existire (vegetire), guter Zweck, wenn er das Gute nur darum zum Gegenstande hat, weil es gut ist; da, wo es nicht diesen schlechthin reinen Gegenstand hat, sondern sich immer wieder auf das bloſse Daseyn, d. h. am Ende, auf mein eignes Daseyn bezieht, ist er nicht der an sich selbst gute Zweck, sondern der Zweck für ein *Bonum mihi.*

Die Idee eines Wesens, das sich nur in so fern seiner Existenz würdig erkennt, als es durch sein Daseyn etwas bewirkt, was an sich selbst gut ist — welch eine Idee! Nach welchen Gesetzen wäre ein solches Wesen möglich? unter welchen

Voraussetzungen und Bedingungen? Eine Aufgabe, die mit jener im zweiten Abschnitte völlig einerlei ist, nur daſs sie da einen andern Gegenstand hatte. Dort war dieser Gegenstand die Möglichkeit der Erfahrung: hier betrifft er die Möglichkeit dessen, was an sich selbst gut ist. Dort fand die Vernunft die Gesetze für Wahrheit überhaupt in sich selbst, bedurfte aber einer Thatsache *a priori* (der Raum- und Zeit-Einheit), um sie auf Erfahrungsobjekte anwendbar zu machen. Auch hier fehlt es der Vernunft nicht an Gesetzen, die sie in sich selbst findet, um sich etwas zu denken, was an sich gut sei: aber wo ist das Factum *a priori*, um diese Gesetze anwendbar zu machen? Was hilft alle Spekulation über die Beschaffenheit eines Willens, der sich nicht nach empirischen, sondern durchaus reinen Zwecken, Motiven, und Gesetzen bestimme, wenn es unbegreiflich ist, wie ein solcher Wille

möglich seyn könne? Denn wie läſst sich's wohl durch die bloſse Idee bewirken, daſs ich, der ich mich als ein existirendes Wesen den transcendentalen Gesetzen der Natur-Kausalität untergeordnet erkenne, etwas wollen könne, was nach einem ganz andern Gesetze, als dem der Natur-Kausalität, erfolgen müſste, wenn mein Wille sich schlechthin *a priori* sollte bestimmen können? Wäre der menschliche Wille, wie er es seinem bloſsen Daseyn nach in der Reihe der übrigen Naturwirkungen nothwendig seyn muſs, durch lauter Gesetze des transcendentalen Denkens, so wie wir sie oben unter dem Schema der reinen Synthesis ausgemittelt haben, bestimmbar: so wäre ja das *Principium essendi* für die Möglichkeit des Wollens schon in dem für die Möglichkeit der Erfahrung zugleich mit enthalten, und folglich, ohne daſs es noch einer weitern Untersuchung bedürfte, ein gemeinschaftliches Princip der prak-

tischen sowohl als der theoretischen Philosophie. Dann aber würde die Nachfrage nach der Möglichkeit eines reinen Willens ein ganz müssiges Problem seyn, das von selbst wegfiele, da ein reiner Wille unmöglich seyn würde.

Hier tritt nun abermals ein *Datum a priori* zu einer reinen Synthesis zwischen Vernunft und Willen in die Mitte, bei dem jedoch das *Principium essendi* für die Möglichkeit der Erfahrung nicht nur alle seine Anwendbarkeit verliert, sondern sogar damit, dem ersten Anscheine nach, in offenbarem Widerspruche steht: nämlich das Factum *a priori* der Freiheit. Der Wille ist uns als ein ursprünglich freier Wille gegeben, so wie die Form des Raums und der Zeit uns oben als eine ursprünglich reine Form der Anschauung gegeben war. Es bedarf also nur der Anwendung der gesetzlichen Idee eines Zweckes an sich selbst auf diefs faktische Me-

dium *a priori* der Freiheit, um zu begreifen, wie ein schlechthin reiner Wille möglich sei. Das Faktum selbst, dafs Freiheit etwas ursprünglich *a priori* Gegebenes sei, nehme ich auch hier für erwiesen an, so wie ich vorher die faktische Ursprünglichkeit und Apriorität des Raums und der Zeit ohne weitern Beweis anerkannte.

Vorausgesetzt also, dafs der Wille frei sei, so werden die logischen Gesetze, die aller transcendentalen *) Form der Beur-

*) Es ist zu verwundern, dafs es scharfsinnige Logiker (unter denen ich hier nur den seligen Maimon nennen will) gegeben hat, die es gerade umkehren, und die transcendentalen Gesetze nicht aus der Logik, sondern diese aus jenen, deduciren wollen. Allein der Satz des Widerspruchs ist nicht darum wahr, weil das transcendentale Ich ihn für wahr erkennt: er hat seine Wahrheit in sich selbst, und unabhängig von irgend einem Ich oder Du, dessen Art zu seyn neben den Bedingungen der allgemeinen Vernunft zugleich auf faktischen, speciellen, und eben darum

theilung, mithin auch der Beurtheilung moralischer Gegenstände vorangehen, sich keinesweges auf das Medium des Raums und der Zeit, auch nicht direkt auf die Erscheinung imputabler Handlungen, (wie denn auch im Punkte der Erfahrung sich die Kategorieen nicht direkt auf das was geschieht, sondern auf die bestimmte Form der Zeit, in der es geschieht, bezogen), wohl aber auf das Medium *a priori* der Freiheit, wodurch diese Handlungen ihre Imputabilität erlangen, beziehen müssen. Um mir eine Handlung so zu denken, dafs der innere Gesetzgeber und Richter in mir sie mir als eine schlechthin und an sich selbst gute Handlung zurechnen könne, mufs sie der Quantität nach für alle mo-

der sich selbst überlassenen allgemeinen Vernunft nicht durch und aus sich selbst erkennbaren, erst nachdem sie ihr anders woher, obgleich auch *a priori*, gegeben waren, von ihr wirklich erkannten d. h. transcendentalen Bedingungen beruht.

ralische Wesen (sowohl subjektiv als objektiv), der Qualität nach im höchsten Grade, der Relation nach in Beziehung auf eine intelligible Weltordnung, und der Modalität nach mit absoluter moralischer Nothwendigkeit gut seyn. Die Möglichkeit aber, eine Handlung zu seyn, auf die sich diese logischen Gesetze der Quantität, Qualität, Relation, und Modalität anwenden lassen, entspringt ihr lediglich aus der Thatsache *a priori* der Freiheit. Der Wille ist frei: also kann er sich in einer Alternative von Gesetzen, von denen das eine aus der Natur des Menschen, das andere aus der Freiheit seines Willens hergenommen ist, durch das letztere, mit Hintansetzung des erstern, bestimmen lassen.

Aus eben dieser Möglichkeit der Vernunft, *a priori* gesetzgebend für den freien Willen zu seyn, entspringt überdem noch eine andre: die architektonische eines Weltganzen, das zugleich nach einer

physischen und nach einer moralischen Weltordnung existirt. Aus der bloſsen Idee, daſs eine Welt, um ein Vernunftganzes zu seyn, nicht nur existiren, sondern auch für irgend einen absoluten Zweck existiren müsse, gingen die Gesetze hervor, nach denen wir ein solches Weltganzes beurtheilen müſsten, wenn es wirklich seyn sollte. Durch die Anwendung dieser Idee auf das anderswoher gegebne Medium der Freiheit wird es der Vernunft zugleich möglich, sich das System eines Weltganzen zu machen, innerhalb dessen sie auf eben die Art für eine moralische Ordnung der Dinge gesetzgebend wird, wie sie es dort für eine physische Ordnung derselben ward.

Ich setze nur noch hinzu, daſs in dieser architektonisch systematischen Anordnung der praktischen Vernunft eine zwiefache Synthesis enthalten sei, je nachdem sich die gesetzgebende Idee vermittelst des Freiheitsbegriffs entweder auf den Begriff

der Pflicht, oder auf den des Rechts bezieht; mithin eine durchgängige Reduktion dieser beiden letztern Begriffe auf ihre ursprüngliche Synthesis vor sich gehen müsse, so oft es darauf ankommt, in Sachen der praktischen Vernunft das nothwendig Wahre von dem scheinbar Wahren zu unterscheiden. So giebt es besonders in der Metaphysik des Rechts *) eine

*) Alle Metaphysik bezieht sich auf Physik (im weitesten Verstande): denn die Erscheinungen unserer physischen und moralischen Welt sind der natürliche Grund und Boden, auf dem sie sich anbaut, nicht um von dem, was physisch und moralisch erscheint, dogmatisch den Aufschlufs zu geben, wie es an sich selbst ist, und warum alles nothwendig so an sich selbst seyn mufste, und nicht anders seyn konnte — das hiefse die Grenzen unsers menschlichen Wissens nicht metaphysisch, sondern hyperphysisch und über die Menschheit hinaus erweitern — sondern um unsere Ansicht der Erscheinungen so zu berichtigen, wie es theoretisch am wahrsten, und praktisch am würdigsten mit den Thatsachen unsrer Vernunft übereinstimmt,

Menge aus dem gemeinen Leben abstrahirter Verknüpfungen, z. B. unter der Rubrik des Eigenthumsrechts, des Eherechts, des Erbrechts, des Staatsrechts u. s. w., wo des Streitens über die letzten Rechtsgründe kein Ende ist, wenn man sie, diese empirischen Verknüpfungen, nicht auf ihre reine Synthesis zu reduciren weiſs. Eine detaillirtere Auseinandersetzung würde mich hier zu weit führen, auch ohnehin überflüssig seyn für Leser, wie ich sie, wenn ich meine Absicht nicht ganz verfehlen sollte, ein für allemal habe voraussetzen müssen, die nämlich mit der Materie der Metaphysik der Sitten schon vollständig bekannt wären, und nur vielleicht noch eines wiederholten Fingerzeigs auf die ursprüngliche Organisationsform derselben bedurften, um sich

deren wir *a priori* nicht weniger gewiſs sind, als wir *a posteriori* es jemals von den Thatsachen der Erscheinungswelt seyn oder werden können.

selbst zu verstehen; denen daher mehr mit dem bloſsen Faden des Räsonnements, als mit der nochmaligen Abwickelung des ganzen Knäuels, gedient seyn muſste.

V. Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und praktischen Philosophie.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich, daſs unserer Vernunft, unter den vielen andern Ideen, deren sie fähig ist, auch eine gesetzgebende für Gegenstände der Erfahrung sowohl als der Sitten beiwohne. Allein es ist nicht daraus zu ersehen, wie diese Idee das gemeinschaftliche Princip für zwei so verschiedenartige Systeme seyn könne, als theoretische und praktische Philosophie sind, von denen die eine alles auf Natur-Mechanismus, die andere alles auf einen ganz entgegengesetzten Begriff, auf den Begriff der Freiheit, zurückführt. Betrachtet man jeden dieser beiden Grundbegriffe als das eigen-

thümliche Princip eines andern Systems, was er auch im eigentlichsten Verstande ist, so dürfte sich schwerlich auf den ersten Anblick errathen lassen, woher das gemeinschaftliche dritte Princip kommen sollte, das zwei so streitige Principien, gleich zwei an der Oberfläche weit von einander geschiedenen Stammwurzeln, die tiefer unten in eine einzige Herzwurzel zusammenlaufen, zur Einheit eines Ganzen vereinigen könnte. Und doch giebt es allerdings ein solches drittes.

Nicht ohne Ursache leitete der Erfinder der kritischen oder Transcendentalphilosophie seine grofse Reform mit der höchst wichtigen, aber von sehr vielen Lesern bis auf den heutigen Tag kaum halb verstandenen, Frage ein: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? wie ist es möglich, vor aller Wahrnehmung eines Gegenstandes überhaupt (*a parte ante*) über das Seyn oder Nichtseyn irgend eines Gegenstandes zu urthei-

len? Wie *Synthesis* nach der Wahrnehmung (*a parte post*) möglich sei? brauchte nicht gefragt zu werden; denn was ich in Raum und Zeit wahrnehme, ist schon ein Objekt, das sich mit einem bereits vorhandenen Erfahrungsbegriffe synthetisch verknüpfen läſst; wenn ich Peter oder Paul wahrnehme, so ist mir der Begriff Mensch schon gegeben: aber wie ist diese Verknüpfung *a priori* möglich? wo ist das Faktum *a priori*, das dem Begriff *a priori* entspräche? Man sah wohl, daſs *Synthesis a priori* in der Kritik der praktischen Vernunft noch eben die Rolle fortsetzte, mit der sie in der Kritik der theoretischen Vernunft aufgetreten war; auch konnte Niemand sich einfallen lassen, etwas bedenkliches dabei zu finden, da ja auch in der Kritik der praktischen Vernunft von Gegenständen die Rede war, die nach intellektuellen Gesetzen zur Wirklichkeit kommen sollten. An die Haupt-Idee aber, nach

der diese *Synthesis a priori* das gemeinschaftliche Band für beide kritische Systeme ward, dachte man so wenig, daſs man sogar nach und nach anfing, den Schluſsstein *), der noch zur gänzlichen architektonischen Vollendung des kritischen Doppelgebäudes fehlte, nämlich den Begriff der Freiheit, für das gemeinschaftliche Princip selbst zu halten, und sich bloſs deſswegen auf eine ganz falsche Fährte verirrte. Man übersah die triftigen Gründe, aus denen der Urheber der kritischen Philosophie es gleich Anfangs für unmöglich erklärt hatte, daſs der Begriff der Freiheit sich auch auf den theoretischen Theil derselben sollte ausdehnen können; und wir bekamen, aller dieser Warnungen ungeachtet, eine theoretische Philosophie der Freiheit, nach der sich auch eine Uhr für frei halten

*) S. die Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft.

könnte, wenn sie im Stande wäre, über ihren eignen Mechanismus zu reflektiren. Und so ist es denn desto weniger befremdlich, dafs *Synthesis a priori* fast nur noch beiläufig, und als ein Begriff, der eigentlich nur in der Kritik der theoretischen Vernunft Sitz und Stimme hätte, in Betrachtung kam.

Allein ein Begriff von einem so ursprünglichen Range, wie *Synthesis a priori*, wird seiner angestammten Würde darum noch nicht verlustig, weil ihm nicht Jedermann sie ansieht. Die Kritik selbst hat ihn keinen Augenblick als die gemeinschaftliche Erkenntnifsquelle, oder mit andern Worten, als das gemeinschaftliche Princip und allgemeine Bindungsmittel für beide Systeme aus den Augen verloren; und es bedarf nur einiger Aufmerksamkeit, um es überall, wo nothwendige Verknüpfung eines Objekts mit einem Begriffe die Losung ist, dafür zu erkennen.

Alle Erkenntnifs betrifft die Frage: ob

das, was ich mir von dem Gegenstande meiner Vorstellung denke, wahr oder falsch sei? Wie will ich nun diese Frage beantworten, wenn ich keine Regel, kein Kriterium habe, woran ich die falsche Verknüpfung eines Gegenstandes mit meiner Vorstellung von der wahren unterscheiden kann? Wo wollte ich aber diese Regel wohl hernehmen, wenn ich, wie ich mich oben ausdrückte, aus mir selbst herausgehen müſste, um sie zu suchen? wenn ich sie nicht in mir selbst, und zwar, da das logische Denken hier nicht zureicht, sondern eines Faktums bedarf, zugleich dieses Faktum in einer *Synthesis a priori* fände, die für alle mögliche Verknüpfungen von eben der Art gilt?

In der theoretischen Philosophie, wo von wahren oder falschen Verknüpfungen physischer Gegenstände mit meinen Vorstellungen die Rede ist, muſs alle empirische Verknüpfung auf *Synthesis a priori*

zwischen dem Gesetze und der ursprünglichen Anschauung des Raums und der Zeit zurückgeführt werden. Nur diejenige Erkenntniſs, die nach diesem allgemeinen Maſsstabe durchgängig und unveränderlich bestimmt ist, kann eine objektiv-wahre von Gegenständen der Erfahrung seyn.

In der praktischen Philosophie, wo es auf Verknüpfung moralischer Objekte — dieſs Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — mit meinen Vorstellungen ankommt, und wo ich wissen will, ob das, was ich davon denke, wahr oder falsch sei, muſs alles auf *Synthesis a priori* zwischen der gesetzgebenden Vernunft und der ursprünglichen Thatsache der Freiheit reducirt werden. Überall, wo von Imputabilität die Frage ist, steht das Faktum der Freiheit in unserm Selbstbewuſstseyn dem Gesetze als Korrelat gegenüber; und ohne diese Synthesis giebt es keine Antwort. Wären

wir uns nicht bewuſst, daſs es von unserer eignen freien Wahl abhängt, ob wir das erkannte Gute thun, und das erkannte Böse lassen wollen, so würde die Frage: wie wir wohl eigentlich handeln würden, wenn das an sich selbst oder absolut Gute der wohlverstandene letzte Zweck aller unserer Handlungen wäre? eine müssige Spekulation, und Moral zwar ein schöner Gedanke seyn, den wir bewundern könnten, daſs wir ihn hätten, der aber zu unserer Seligkeit weder in diesem noch in jenem Leben etwas beitrüge. Bloſs dadurch, daſs Freiheit eine Synthesis, ein Faktum, und zwar ein imputables ist, das dem Vernunftgesetze seine Ausführbarkeit giebt: bloſs dadurch wird die Doktrin der Moral und des Rechts wahre objektiv gültige Metaphysik; und einen andern Grund konnte auch Kant nicht haben, da er sie, aller bisherigen Rangordnung zuwider, unter diesem Titel in die Philosophie einführte.

Da also der Begriff der Imputabilität hier nicht weniger praktisch unmöglich seyn würde, wie dort der Begriff der Erfahrung theoretisch unmöglich war, wenn sich die Spekulation über diese beiden Begriffe nicht durch Synthesis realisirte, Synthesis selbst aber *a posteriori* keine Realität hat, wenn nicht *Synthesis a priori* vorhergeht, so stehen beide unter einem gemeinschaftlichen Princip, das so lautet:

Ein jeder (physischer oder moralischer) Gegenstand ist nothwendig bedingt durch *Synthesis a priori.*

In dem einen sowohl als in dem andern Systeme unsers Wissens ist es folglich immer *Synthesis a priori*, vermittelst dessen die objektive Wahrheit, im Gegensatze der bloſs subjektiven, erkannt wird und für uns da ist. Das einzige Kriterium, wodurch ich in beiden Fällen Wahrheit erkenne, ist die Möglich-

keit ihrer Reduktion auf *Synthesis a priori.* Mithin ist *Synthesis a priori* das gemeinschaftliche Princip der Erkenntniſs für Gegenstände der theoretischen und praktischen Vernunft; und vermittelst dieser *Synthesis a priori* macht die gesetzgebende Idee, daſs diese verschiedenen Gegenstände für uns wirklich werden. Kein Philosoph hat vor unserm Kant auch nur von ferne eine Ahnung davon gehabt, daſs es ein ursprünglich synthetisches Kriterium der objektiven Wahrheit in uns selbst geben könne. Wohl mochte die Vernunftkritik — geflissentlich sage ich es am Schlusse meiner Schrift noch einmal — ihr lehrreiches Geschäft mit der originalen Aufgabe anfangen: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich?

THEORIE DER KATEGORIEEN.

1795.

VORBERICHT.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist mit den besten Kunstrichtern unsrer Zeit vollkommen überzeugt, daſs sich über die Popularisirung philosophischer Systeme sehr viel — für und wider sagen lasse. Er findet die Bemühungen englischer und französischer Schriftsteller, die durch dieses Mittel die Werke ihrer tiefsten Denker auch den bessern Köpfen auſserhalb der Schule zugänglich zu machen

wissen, der gröfsten Nacheiferung würdig: aber nur unter der Bedingung, dafs die Begriffe, die dadurch in Umlauf gebracht werden, den Geist des Systems, nicht den todten Buchstaben ausdrücken, dafs sie hell und fruchtbar sind, dafs sie ein Interesse für die Menschheit haben, dafs nicht der barbarische Zweck der Verdunkelung, sondern die wohlthätigen, die glorreichen Zwecke der Verdeutlichung der Aufklärung durch sie befördert werden.

Aufs Lehren und Lernen kann es bei kleinen journalistischen Aufsätzen nur selten angesehen seyn. Lernen kann Niemand ein System, als wer es im Zusammenhange studirt. Aber man kann sich die Erlernung desselben erleichtern, wenn man sich von einzelnen Theilen, die das Studium vorzüglich erschweren, eine vorläufige Übersicht verschafft hat.

Die gegenwärtige Schrift war Anfangs für ein Journal vermischten Inhalts bestimmt, und sollte sich in einem mittlern

Tone zwischen dem populären und dem Lehrton des Katheders erhalten. Sie sollte die Kategorieen aus den Principien selbst entwickeln, und doch zugleich denen verständlich seyn, denen nichts schwerer wird, als zu den Principien hinanzusteigen. Sie sollte sich mit strenger Treue an das System anschliefsen, und durfte doch, als ein aus dem Ganzen gehobnes Bruchstück, von den Hauptstücken der transcendentalen Ästhetik und des Schematismus kaum einmal bittweise Gebrauch machen: eine Verlegenheit, die der Bemerkung der Kenner, besonders da, wo Grundsätze zu beweisen waren, nicht entgehen wird.

Der Verfasser wünscht mehr, als er hofft, dafs es ihm gelungen sei, so vielen Schwierigkeiten auszuweichen, ohne seine dreifache Absicht einer kurzen, lesbaren, und doch nicht oberflächlichen Darstellung zu verfehlen.

EINLEITUNG.

Nach allem, was bisher zur Erläuterung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft geschrieben worden, lehrt doch die Erfahrung, dafs kein Theil dieses Systems so häufig mifsverstanden, oder vielmehr gar nicht verstanden wird, als das Hauptstück von den Formen der objektiven Erkenntnifs, oder den Kategorieen. Nicht etwa nur Leser oder Leserinnen, die sich, des abstrakten Denkens ungewohnt, aus den Blumengefilden einer ganz andern Lesewelt zwischen die jähen Felswände der Vernunftkritik (allenfalls der sonderbaren Aussicht wegen) versteigen, sondern auch Denker von Profession, auch wahrheitsliebende Selbstforscher gestehen, dafs es

ihnen noch immer äufserst schwer falle, sich von diesen Formen einen lebendigen, vom Schleier der Terminologie enthüllten, und dennoch rund und deutlich bestimmten Begriff zu machen. Ich habe einen berühmten Professor der Logik gekannt, der die Kantische Deduktion der Kategorieen ausdrücklich in der Absicht gelesen hatte, um darüber zu schreiben, und am Ende mit Kopfschütteln und in einem komisch-ärgerlichen Tone die ausnehmende Genügsamkeit des Königsbergischen Reformators bewunderte, dafs er die Zahl der Kategorieen, anstatt auf 4, oder 12, oder 16, nicht lieber auf 365, und bei Schaltjahren noch auf eins darüber, gesetzt hatte. Von denen, die bei den Formen des Denkens sogleich an Schrot- und Kugelformen, an Gipspasten, an Druckpressen, an Weberstühle, und andere dergleichen äufsere Formen der Materie, oft nicht ohne treffenden Scharfsinn, denken, will ich hier nicht einmal erwähnen.

Man erleichtert sich zuweilen die Übersicht eines grofsen, verwickelten, und schwer zu umfassenden Ganzen blofs dadurch, dafs man die Haupttheile desselben näher in Gedanken an einander rückt. Ein zufälliger Schatten, mit dem sich die Lichtmassen einzelner Partieen kontrastiren, bringt nicht selten in einer reichhaltigen Komposition Wirkungen hervor, auf die der Künstler bei dem ersten Überschlage seines Werkes kaum gerechnet hatte. Meine Wünsche sind erreicht, wenn ich nur durch die nähere Zusammenstellung der Theile, durch den Abstich des Lichts und des Schattens, zur leichtern Beurtheilung des unsterblichen Werks, das seit einigen Jahren so viele Köpfe und Hände in und aufser Deutschland beschäftigt, etwas beigetragen habe: das Verdienst der Kürze wird meine Darstellung auf jeden Fall haben.

Ich gehe von einem Zustande des Denkens aus, der allen wachenden Menschen gemein ist, nämlich von dem Zustande

des Wachens selbst, und kontrastire diesen Zustand mit einem andern, den sich auch der Weiseste von Zeit zu Zeit gefallen lassen mufs — nicht etwa mit dem Schlafe, wie es vielleicht Einige erwarten, die sich den Abstand lieber zu grofs als zu klein denken möchten, sondern mit einem dem Schlafe zwar nahe verwandten, aber gleichwohl nicht mit ihm zu verwechselnden Zustande, einem Zustande, der bei aller seiner Formlosigkeit doch wenigstens auf einige Grade des Bewufstseyns Anspruch machen kann — kurz, dem Zustande des Träumens.

Es wäre eben so überflüssig als zwecklos, von dem seltsamen Kapriccio, der in der Stunde des leichten Schlummers seinen launigten Zepter über uns schwingt, eine weitläuftige Beschreibung voranzuschicken: jeder Leser kennt ihn aus eigner, angenehmer oder unangenehmer, Erfahrung zur Gnüge. Hier sei es mir genug, an die unbegreifliche Leichtigkeit und Behendig-

keit zu erinnern, mit der dieser phantastische Genius der Träume, ohne sich an irgend eine Regel des Verstandes oder der Vernunft zu binden, von einem Gegenstande auf den andern überspringt, und die Gestalten der Dinge unter allen ersinnlichen Formen in grotesker Mannichfaltigkeit unter einander mischt. Um von einem so unbestimmten Gegenstande doch irgend etwas bestimmtes zu sagen, so gebe ich dem konsequentesten Träumer in der Welt zu erwägen, ob er sich wohl getraue, nur zwanzig Minuten hinter einander eine Summe Geldes nach einem feststehenden Münzfuſse und nach den einfachsten Gesetzen der Quantität im Traume zu zählen? Meines wenigen Ermessens möchte es, wenn vom Wechselgeschäfte eines Traumes die Frage ist, weit eher Regel seyn, die Dukaten mit kupfernen Dreiern zu verwechseln, als sie gegen einander umzuwechseln.

Im Zustande des Wachens ist das alles ganz anders. Wer da nicht auf seine Ge-

fahr mit offnen Augen träumen will, den wird schon das Bewufstseyn seines persönlichen Interesse in die Nothwendigkeit setzen, die Objekte auf einen gemeingültigen, stehenbleibenden Mafsstab zurück zu führen. Er wird bald gewahr werden, dafs es, um nicht Scheidemünze für Gold hinzunehmen, Gesetze der Beurtheilung geben müsse, die nicht von seiner Willkühr abhangen, und die er nie aus dem Gesichte verlieren kann, ohne sich theils selbst zu seinem grofsen Schaden mifszuverstehen, theils von Andern mifsverstanden zu werden. Das Daseyn irgend einer unabänderlichen und nothwendig zum Grunde liegenden Form der Beurtheilung dringt sich seinem ganzen Selbstbewufstseyn unwiderstehlich auf. Die einzige Frage kann nur die seyn, ob er den Mafsstab in sich, oder aufser sich suchen soll?

So viel sieht er nun wohl gleich bey der ersten und oberflächlichsten Untersuchung ein, dafs z. B. eine Elle, ein

Pfundgewicht, oder irgend ein anderes äuſseres Maſs der Dinge, aufhören würde ein Maſs zu seyn, wenn nicht etwas vorherginge, was diese Sachen zu Mitteln einer gemeingültigen Ausmessung macht. Messen und Rechnen lernt der Mensch nicht dadurch, daſs ihm die Erfahrung Gegenstände darbietet, die sich messen, berechnen, oder zu Mitteln des Messens und Berechnens brauchen lassen; sonst würde der Schäferhund eben so nothwendig zählen lernen, als der Schäfer, und die Henne müſste eben so gut wissen, wie viele Eier sie gelegt hat, als die Bäurin es weiſs: sondern er bringt die Gabe dazu ursprünglich mit auf die Welt. In dem Eindrucke, den ein Gegenstand, z. B. ein Wald, auf unser Bewuſstseyn macht, steht nichts davon geschrieben, daſs sich die Bäume, aus denen der Wald besteht, auch zählen und messen lassen, so wenig als bei der zweiten, dritten, oder zwanzigsten Wiederholung eines Siegelabdrucks

irgend etwas Ähnliches mit einer Zahl zum Vorschein kommt. Die Gabe des Zählens, oder die Zurückführung verschiedener Gegenstände auf ein beharrliches, in Gedanken zum Grunde liegendes Maſs der Einheit ist ein Eigenthum des denkenden Wesens, das aus dem innern Schatze des Selbstbewuſstseyns zu den äuſsern Eindrücken der Sinne hinzukommt.

Man hat schon viel gewonnen, wenn man weiſs, wovon die Rede ist. Einen Otaheitier muſs man nicht nach dem Princip der Ordnung in den Bewegungen des Zeigers an einer Uhr fragen. Hat er sich aber schon Begriffe von Räderwerk und Stahlfeder, und von dem Antheile, den jedes dieser Dinge an den Bewegungen des Ganzen hat, gemacht, so wird es ihm leicht begreiflich werden, daſs der Künstler von einem Princip der Übereinstimmung des Verschiedenartigen (der Räder, der Kette, der Feder u. s. w.) zur Hervorbringung eines Ganzen (der Uhr),

oder, mit andern Worten, von einem Princip der Einheit ausging, da er die Maschine einer Uhr erfand. Wäre der fremde Mann vollends schon in die Kenntniſs der bewegenden Kräfte und in die Principien ihrer Verknüpfung eingeweiht, so würde es ihm ein Leichtes seyn, sich unter der Idee einer Uhr ein Schema von Uhren überhaupt zu machen, worin die Formen der bewegenden Kräfte mit den Formen der bewegten durchgängig in der vollkommensten Harmonie ständen, die Aufgabe möchte nun éine Cylinder- oder Spindel- oder irgend eine andere Art von Feder-Uhren betreffen.

Wir sind mit unserer Einsicht in das Innere der Natur viel weiter zurück, als der Otaheitier mit seinem Begriffe von dem Mechanismus der Uhr. Er hatte am Ende einen anschaulichen Begriff von dem Innern der Uhr: wir haben immer nur noch einen anschaulichen Begriff von dem Äuſsern der Natur. Gott allein weiſs,

was die Natur in ihrem Innern, oder, wie Kant es ausdrückt, an sich selbst seyn mag. Aber was sie in ihrem Äuſsern und zwar namentlich in ihrem Verhältnisse zu uns, zu unsrer Art zu sehen, zu unserm Erkenntniſsvermögen seyn mag, das können auch wir, wenigstens in so fern, wissen, als wir uns der Gesetze unsers Verstandes bedienen, die uns gerade dazu von oben herab verliehen wurden. Diese kostbarste aller Naturgaben geflissentlich aus der Acht lassen, ihren Werth, ihren Einfluſs verdächtig machen, hieſse den Geber verläumden, hieſse den Schatz, den wir an ihnen besitzen, anstatt dafür zu danken, und damit der Absicht gemäſs zu wuchern, nicht einmal haben wollen.

Schon Aristoteles hatte den Versuch gemacht, nicht zwar diesen Verstandesgesetzen selbst, aber doch gewissen Normalbegriffen, die uns zur Richtschnur und gleichsam zum Maſsstabe für alle andere Naturbegriffe dienen könnten, und mit

denen uns, seiner Meinung nach, unsere Erfahrung im Erfahren selbst versähe, auf die Spur zu kommen. Er glaubte, nicht ohne originellen Scharfsinn, seine Beobachtungen mit möglichster Genauigkeit anstellen zu können, wenn er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Zeichen richtete, wodurch wir unsere Vorstellungen und Begriffe einander mittheilen, nämlich auf den Wortgebrauch. Er bemerkte sonach, daſs verschiedne unter diesen Wortzeichen sich durch etwas Meſsartiges auszeichneten, worauf man gar nicht umhin könnte, im Sprechen Rücksicht zu nehmen. So, wenn z. B. von Ausdehnung, von Gewicht, von Realität u. s. w. die Rede ist, und man gefragt wird: wie lang oder breit? wie viele Quentchen oder Pfunde? ist die Sache etwas, was man besitzen kann? tritt gleich aus dem Mannichfaltigen der Sprache ein vollendeter Begriff von Quantität, Gröſse, Haben u. s. w. hervor, den Jedermann für bekannt

annimmt, und ohne den, wenn er nicht da wäre, alles andere Sprechen über den nämlichen Gegenstand vergebens seyn würde.

Es war schon viel gewonnen, daſs Aristoteles diese Wurzelbegriffe, wie sehr er auch noch das eigentliche Princip derselben verkannte, von den übrigen abzusondern anfing, und ihnen unter dem Namen K a t e g o r i e ihr eignes Gebiet (gleichsam ihre eigne Jurisdiktion, *κατηγορεω*) anwieſs. Porphyrius meinte jedoch, vierhundert Jahre später, daſs es noch andre Wurzelbegriffe auſser diesen gäbe, die Aristoteles, da sie seiner Bemerkung in seinem gröſsern Werke, dem Organon, nicht entgangen waren, auch hier aus dem Gesichtspunkte der Kategorie näher hätte beleuchten sollen. Allein die Begriffe der Gattungen, Arten u. s. w. — denn von diesen spricht Porphyrius nur — führen uns nicht auf die Erkenntniſs von Zahl,

Maſs, Gröſse u. s. w., sondern sie ordnen das Verschiedenartige in den Gegenständen bloſs unter Einheit des Bewuſstseyns. Abmessen läſst sich durch die Einheit z. B. des Gattungsbegriffs Mensch nicht, was den Menschen zum Menschen im Gegensatze des Gattungsbegriffs Thier oder Pflanze macht, wie sich etwa durch den Begriff der Gröſse ein Maſsstab erfinden läſst, um z. B. das Quantum einer Waare auszumessen. Jene Einheit war ein Formalbegriff, um den Menschen nicht mit andern Geschöpfen der Erde zu verwechseln: diese letztere Einheit hingegen (Gröſse) ist ein Normalbegriff, um das Quantum der Waare zu erkennen. Jenes war ein logischer Denkbegriff für die Möglichkeit, von den Gegenständen nur überhaupt nicht falsch zu urtheilen: dieses ist ein transcendentaler Erkenntniſsbegriff, (wovon unten das Nähere), für die Möglichkeit, etwas Bestimmtes von ihnen zu erfahren. Jenes

war ein Wortbegriff: dieses ist ein Realbegriff.

Vorausgesetzt also, daſs dergleichen Normalbegriffe wirklich bei uns zum Grunde liegen, wenn wir unsere Vorstellungen auf Zahl, Maſs u. s. w. zurückführen wollen: nach welcher Methode sollen wir sie klassificiren? so klassificiren, daſs wir nicht etwa, wie kurz vorher Aristoteles, die Realität nach dem Haben, anstatt umgekehrt, ab- und ausmessen, und daſs wir mit Gewiſsheit wissen, nicht nur die rechten Normalbegriffe gefunden zu haben, sondern auch, daſs es ihrer weder mehr noch weniger geben könne? und was erkennen wir durch jeden derselben insbesondere?

Die Methode, deren Aristoteles sich bediente, nämlich sich aus dem Wörterbuche seiner Sprache Raths zu erholen, konnte ihm für diese Gewiſsheit nicht die Gewähr leisten: nur einige seiner Kategorieen sind wahre Wurzelbegriffe, und andere hat er ganz übersehen. Es giebt

aber allerdings eine bessere, und auf die sich auch Niemand besser als Aristoteles selbst verstanden hätte, wenn ihm nur der Radikalfehler seiner ganzen theoretischen Philosophie überhaupt erlaubt hätte, sich ihrer zu bedienen. Wie konnte er, der den Ursprung aller unserer Erkenntnisse ausschliefslich von den Sinnen ableitete, wohl darauf verfallen, sich reine Verstandesbegriffe zu denken? Die einzige Methode, Begriffe mit strenger Genauigkeit und Vollständigkeit einzutheilen oder zu klassificiren, ist die logische. Wer einmal begriffen hat, dafs unser Selbstbewufstseyn sich in Denkvermögen und Erkenntnifsvermögen eintheilt — und wie hätte wohl Aristoteles sein Organon in ein systematisches Ganze ordnen können, wenn er das nicht eingesehen hätte? — der hat in diesem Fundamente des Selbstbewufstseyns schon gleich einen Eintheilungsgrund, der ihm die ganze übrige Klassifikation von selbst nachweist: nur mufs

er das Princip des Erkennens nicht mit dem des Denkens verwechseln.

Ehe ich weiter gehe. — Ich habe mich anheischig gemacht, die Kantischen Kategorieen zu erläutern, das heifst fafslich, wo möglich populär, darzustellen. Aber *Populo*, dem allgemeinen Menschenverstande, nicht *Plebeculae*, dem gemeinen Unverstande, nicht denen, die mit jenem Epigrammatisten ausrufen:

— — — — uns behagt der Irrthum gar zu sehr!
Vernunft uns lehren, ist uns nur ein Irrthum mehr. —

Wer in der Entwickelung unsres Selbstbewufstseyns nichts als Schlingen wahrnimmt, die sich entwickeln, um desto künstlicher zu verwickeln, der sei auf seiner Hut, oder erspare sich die Mühe der Analyse ganz; er streite aber, wenn er seine Bequemlichkeit allen andern Betrachtungen vorzieht, nicht über Dinge, die aufser seiner Sphäre

liegen. Des Mitdenkens in einer Angelegenheit, wo alles von Anfange bis zu Ende aufs Denken ankommt, meine Leser durchaus zu überheben, steht nicht in meiner Macht, wenn ich es auch möchte. Das Einzige, was ich im Vorwege versprechen kann, ist, daſs ich den ernstlichen Vorsatz habe, keine Schwierigkeiten zu machen, wo keine sind: ich werde sehr wohl zufrieden seyn, wenn der Leser seinerseits nur eben so wenige macht. — Ich schmeichle mir keinesweges, für jeden Leser ohne Ausnahme, weder für den, dem Zergliederungen dieser Art überhaupt noch fremde sind, noch viel weniger für den, der sich in der Gedankensphäre eines ganz entgegengesetzten dogmatisirenden d. h. vor der Kritik absprechenden Systems wie in einem Zauberkreise herumdreht, verständlich schreiben zu können. Wer je über die Mittheilung unsrer Gedanken durch das Medium der Sprache nachgedacht hat, und zugleich aus eigner Erfah-

rung weiſs, wie schwer es hält, sich in eine ungewohnte Gedankenfolge hineinzudenken, der wird einen so unerreichbaren Grad der Verständlichkeit nie von irgend einem Schriftsteller mit Billigkeit erwarten. Mein Augenmerk bei der gegenwärtigen Schrift ist einzig und allein auf diejenige Klasse vorurtheilsfreier, im Denken geübter, und zugleich wahrheitsliebender Leser gerichtet, denen daran gelegen ist, sich von den Gründen zu unterrichten, auf denen die Kantische Deduktion der möglichen Erfahrung *a priori*, oder die Theorie der synthetischen Erkenntniſs beruht, und denen die Entwickelung dieser Gründe, ob sie gleich in der Kritik der reinen Vernunft mit meisterhafter Genauigkeit und Vollständigkeit zu Stande gebracht ist, doch nicht so klar einleuchtet, daſs sie die nachherigen groſsen Folgerungen, die dem gesunden Menschenverstande schon faſslicher sind, selbst daraus herleiten könnten. Dieser, freilich nur kleinen, aber

der Überzeugung vorzüglich fähigen und würdigen Klasse von Lesern habe ich hier durch die That zu beweisen gesucht, daſs reelle Wahrheit etwas mehr als Terminologie sei, und daſs man die Kritik, als ein System, mit dem Verstande fassen könne, ohne sie wie ein Wörterbuch dem Gedächtnisse einzuverleiben. — Auch dieſs im Vorbeigehen, und von nun an nichts mehr von der Art.

Ob man sagt, daſs der Mensch aus Leib und Seele, aus Körper und Geist, aus einem animalischen und vernünftigen Theile bestehe, oder ob man den Ausdruck der Vernunftkritik wählt, daſs der Mensch ein Ganzes sei, aus Receptivität und Spontaneität zusammengesetzt, ist nicht so gleichgültig, als es auf den ersten Anblick wohl scheinen möchte. Die letztere Art sich auszudrücken hat vor der erstern den Vorzug, daſs sie bescheidner ist, und nicht

gleich im Vorwege Dinge voraussetzt, die, wo nicht mit Bestande Rechtens bestritten werden können, doch immer streitig gewesen sind, so lange es eine Philosophie in der Welt gegeben hat. Wer Seele und Leib, oder gar Seele, Geist und Leib, sagt, der mafst sich schon an, von denkenden, animalischen, und organischen Substanzen etwas zu wissen, was sich vielleicht nicht einmal wissen läfst, oder setzt sich doch wenigstens in den Verdacht, einen Besitzstand erschleichen zu wollen, zu dem er vielleicht auf dem ordentlichen Wege Rechtens ohne Chikane gelangen könnte. Wer sich hingegen auf die beiden Ausdrücke der Kritik einschränkt, der behauptet weder mehr noch weniger von sich selbst zu wissen, als was ein jeder Andrer auch weifs, nämlich dafs etwas in uns da sei, was Eindrücke äufsrer Gegenstände empfängt, und etwas anders, was sich von innen her thätig, und zwar selbstthätig, beweist. Anders erfahren wir uns,

wenn wir, wie ich vorher anmerkte, Eindrücke von aufsen her, z. B. den Anblick eines Waldes, in uns aufnehmen, anders, wenn wir Zahlen zu dem Anblicke des Waldes hinzudenken. Jenes ist Receptivität, dieses ist Denkvermögen.

Ein Vermögen der Selbstthätigkeit, oder uch nur ein Vermögen der Empfänglichzit, setzt gewisse Bedingungen voraus, : in dem Subjekte, dem ein solches Vergen beiwohnt, zum Grunde liegen müs. Um hören zu können, mufs nothıdig die Bedingung vorhergehen, dafs eine Receptivität für den Schall habe; Begriffe zu erzeugen, müssen Bedinen eines Denkvermögens vorausge werden.

önnten wir unser Bewufstseyn so auser nehmen und wieder zusammen, wie der Uhrmacher eine Uhr, nicht selbst gemacht hat, so würr einen Intuitions-Begriff von den ıngen haben, unter denen das Be-

wufstseyn bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand hinzeigen mufs, wenn es auf dem Wege der Erfahrung etwas finden will, das mit diesen Bedingungen zusammentrifft. Aber wir bescheiden uns, von der kunstvollen Form unsres innern Mechanismus nur so viel zu wissen, als wir durch das blofse Bewufstseyn selbst davon erfahren können. Es hängt keinesweges von uns ab, zu erfahren, wie das Triebwerk an sich selbst beschaffen sei, wodurch wir z. B. eine Zahl, die auf einen Wald von Bäumen hinzeigt, und nach einer Regel mit diesem Gegenstande unsrer Sinne zutrifft, hervorzubringen vermögen. Aber es hängt von uns ab, die Formen desselben, so viel davon zu unserem Bewufstseyn gelangt, nicht mit einander zu verwechseln, und nicht etwa das Bewufstseyn des Waldes dem Denkvermögen, das Bewufstseyn der Zahl hingegen der Receptivität beizumessen. Wie viel davon zu der einen oder der andern Form gehöre,

erkennen wir ganz bestimmt, wenn wir über uns selbst reflektiren. Wie aber das Ganze eingerichtet sei, um dergleichen Wirkungen zu äufsern, bleibt mir ein Problem, was der auflösen mag, der die Gabe hat, die Natur in ihrer Werkstätte zu überraschen, und mit seiner menschlichen Vernunft das Innre der Dinge zu ergründen.

I. Denkvermögen.

Um sagen zu können, dafs man denkt, wird zweierlei erfordert: 1) es mufs etwas da seyn, worüber man denkt; und 2) über diefs Etwas mufs gedacht werden. Um z. B. sagen zu können, dafs ich etwas denke, indem ich diese erste Rubrik meiner Abhandlung, nämlich das Wort Denkvermögen, niederschreibe, mufs erstlich das Wort selbst da seyn, und zweitens mufs ich es bei dem blofsen Schreiben desselben nicht bewenden lassen, sondern auch in der That etwas dabei denken.

Um sagen zu können, daſs man wahr denke, muſs zu jenen beiden ersten Bedingungen noch eine dritte hinzukommen: das, was man denkt, muſs mit dem, worüber man denkt, übereinstimmen. Um z. B. sagen zu können, daſs ich über das Denkvermögen wahr gedacht habe, muſs das, was ich mir dabei denke, mit dem Denkvermögen auch in der That übereinstimmen.

Alles Denken beruht folglich auf drei Bedingungen des ursprünglichen Bewuſstseyns selbst. Es muſs ein Gegenstand des Denkens vorhanden seyn; es muſs über den Gegenstand gedacht werden; und das, was gedacht wird, muſs mit dem Gegenstande übereinstimmen. All unser Denken, sagt die Kritik, ist diskursiv.

Diese drei Bedingungen können auch so ausgedrückt werden: es muſs 1) ein Subjekt, 2) ein Prädikat, 3) eine Kopula da seyn, wenn irgend etwas gedacht, und zwar wahr gedacht heiſsen soll. Das Sub-

jekt ist das, worüber ich denke; das Prädikat ist das, was ich mir bei dem Subjekt denke; und die Kopula soll andeuten, dafs das Prädikat mit dem Subjekte wahr übereinstimme, und dafs ich mir folglich nicht zu viel herausnehme, wenn ich sage: so und nicht anders ist das Denkvermögen beschaffen.

Der schulgelehrte Leser verzeihe mir, dafs ich die Elemente der Logik wegen ihres Einflusses auf das Folgende hier nicht ganz übergehen kann. Ich werde mich bei dieser, ihrer Natur nach abstrakten, Materie nicht lange aufhalten.

Verbundenheit eines Subjekts mit einem Prädikate ist ein Urtheil. Wer also denkt, der urtheilt: denn er hat etwas, worüber er denkt, und er verbindet beides mit einander.

Um aber zu wissen, ob er befugt sei, ein solches Subjekt mit einem solchen Prädikate zu verbinden, oder, ob sein Urtheil

die erforderliche Wahrheit habe, muſs die Kopula einen Grund haben.

Wenn es einen Grund giebt, der für alle mögliche Verbundenheit in einem Urtheile gilt, so ist dieser Grund das Princip der möglichen Verbindung für das Denkvermögen selbst.

Das negative Princip aller möglichen Verbundenheit eines logischen Subjekts mit einem Prädikate, in wie fern ich das Prädikat ohne Grund mit dem Subjekte verbunden habe, ist der Satz des Widerspruchs. Wenn das, was ich mir oben bei meiner Rubrik des Denkvermögens dachte, seinen Grund nicht in dem Denkvermögen hat, mithin dem Denkvermögen widerstreitet, so ist es unmöglich, daſs ich wahr gedacht haben kann, da ich sagte, daſs das Denkvermögen (Subjekt) so und nicht anders beschaffen sei (Prädikat und Kopula). Wenn das Subjekt, z. B. eine gegebne Scheidemünze, nicht mit dem Prädikat eines Groschens (indem ich mir den

vier und zwanzigsten Theil eines Rechnungsthalers denke), sondern mit dem eines Batzens übereinstimmt, und folglich dem Begriffe eines Groschens widerstreitet, so kann ich unmöglich mit Wahrheit sagen, daſs die gegebne Scheidemünze (Subjekt) ein Groschen sei (Prädikat und Kopula.)

Eben daraus folgt aber auch umgekehrt und positiv, daſs ich nothwendig sagen müsse, die Scheidemünze sei ein Batzen. Denn da sie mit dem Prädikate eines Batzens, im Gegensatze eines Groschens, übereinstimmt, so wäre es ein Widerspruch für mein Bewuſstseyn selbst, wenn ich dem unerachtet behaupten wollte, die Scheidemünze sei kein Batzen. Ich widerspräche mir selbst, wenn ich, indem ich mir bewuſst wäre, daſs das Subjekt, dieser Batzen, mit dem Prädikate, nämlich meinem Begriffe eines Batzens, übereinstimmte, gleichwohl diesen Batzen für keinen Batzen gelten lieſse. Mein Bewuſstseyn könnte immer auf einem mangelhaften

Grunde beruhen; ich könnte mir von dem, was man einen Batzen nennt, einen irrigen Begriff, eine ganz falsche Vorstellung, gemacht haben: aber ich kann nicht zugleich sagen, es sei ein Batzen, und es sei kein Batzen; das wäre ein Widerspruch mit mir selbst, für den ich in meinem eignen Bewufstseyn keinen Grund der Kopula fände.

Ein Subjekt stimmt mit einem Prädikate überein, sofern ich in dem Subjekte alles das antreffe, was ich mir in dem Prädikate denke, oder mit andern Worten, sofern ich mir eben itzt bewufst bin, es darin anzutreffen. Ein Thaler baar Geld stimmt mit der Rechnungsmünze eines Thalers überein, sofern ich in dem baaren Gelde alle die Merkmale eines Rechnungsthalers antreffe, die ich mir gerade in einem solchen Prädikate für ein solches Subjekt gedacht habe. Ich habe daher in dem Satze des Widerspruchs einen hinreichenden Grund, beide zu einem einzigen Gedanken mit einander

zu verknüpfen, den ich einen Begriff nenne.

Auch weiſs ich mit Gewiſsheit, daſs kein Anderer die Sache anders finden könne. Denn wenn er sich eben einen solchen Rechnungsthaler denkt, und dieſs Prädikat auf eben ein solches Subjekt anwendet, wie ich, so würde er sich selbst widersprechen, wenn er die Sache anders fände, als ich. Was ich also in dem Subjekte empfangen habe, das kann ich auch diesem Begriffe gemäſs mit allgemeiner Gültigkeit für Jedermann, der einen Thaler zu beurtheilen weiſs, wieder an Mann bringen.

Das Denken durch Prädikate ist die Bedingung (das Princip) des Denkvermögens selbst: das Denken nach dem Satze des Widerspruchs ist die Bedingung (das Princip) der Wahrheit.

Verbundenheit in einem Urtheile ist Einheit des Subjekts und Prädikats. Denn wo Verbundenheit in einem Urtheile ist, da ist Uebereinstimmung des Gegebnen

mit dem Gedachten nach dem Satze des Widerspruchs; und wo etwas Gegebnes mit etwas Gedachtem nach dem Satze des Widerspruchs übereinstimmt, da ist Einheit des Bewufstseyns. Ich denke mir das Ganze eines Urtheils durch einen einzigen Begriff, der das Gegebne und das Gedachte umfafst: siehe da, ein Thaler! —

Unter der Einheit des Bewufstseyns überhaupt ist also diejenige Art der Einheit, welche sich durch Verbundenheit eines Urtheils äufsert, mit einbegriffen; oder, logisch zu reden, der Begriff der Einheit überhaupt fafst alle diejenigen Begriffe unter sich, die aus Verbindungen im Urtheilen entspringen.

Ein Begriff, der andere Begriffe unter sich begreift, ist in Beziehung auf die ihm untergeordneten Begriffe ein Ganzes, und die letztern sind Theilbegriffe des ganzen Begriffs. Der menschliche Körper ist in Beziehung auf Arme, Beine, Augen, Ohren u. s. w. ein Ganzes, und die letztern

sind Theile des Ganzen. Ein Thaler ist in Beziehung auf alle kleinere Münze, die man für einen Thaler ausgeben kann, ein Ganzes, und die kleinere Münze ist unter den Begriff eines Thalers eingetheilt.

Durch Einheit des Bewuſstseyns wird das Ganze eines Urtheils gedacht, sofern das Urtheil wahr ist. Subjekt, Prädikat, und Kopula sind aber die Bestandtheile eines Urtheils. Folglich sind sie auch die Bestandtheile der Einheit, die in einem Urtheile gedacht wird, sofern es wahr ist. Es ist wahr, daſs ein Groschen der vier und zwanzigste Theil eines Thalers sei. In der Einheit des Bewuſstseyns, wodurch ich mir einen Groschen als einen so bestimmten Theil denke, liegt ein Urtheil zum Grunde, von dem der Groschen als Subjekt, der vier und zwanzigste Theil eines Thalers als Prädikat, und die Verknüpfung des Subjekts mit dem Prädikate, indem ich die Wahrheit dieser Verknüpfung, dieser Einheit,

durch den Satz des Widerspruchs erkenne, die Bestandtheile sind.

Theilbegriffe lassen sich als Theile nur so denken, daſs man sie zugleich in Beziehung auf ihr Ganzes denkt. Wer einen Arm als einen Bestandtheil des menschlichen Körpers denkt, der denkt in dem Arme zugleich das Ganze, zu dem er als Bestandtheil gehört. Wer Subjekt, Prädikat, Kopula als Bestandtheile der Einheit denkt, der muſs in jedem dieser Bestandtheile zugleich den Begriff der Einheit, als das Ganze eines Begriffs, das ihnen allen zum Grunde liegt, denken.

Subjekt als Einheit, Prädikat als Einheit, Kopula als Einheit — das sind also drei Begriffe, in denen das Ganze mitgedacht ist, worunter sie eingetheilt sind.

In dieser Beziehung verhalten sie sich aber nicht nur wie Theile zu ihrem Totalbegriff, sondern auch wie Arten zu ihrem Gattungsbegriff: denn ein Gattungsbegriff drückt eben die Einheit der

ihm untergeordneten Arten aus. Der Begriff eines Subjekts ist eine andre Art der Einheit, als der Begriff eines Prädikats, und beide sind andre Arten der Einheit, als der Begriff einer Kopula. Um ein Ohr als einen Bestandtheil des menschlichen Körpers zu denken, beziehe ich es nicht auf den Gattungsbegriff der Einheit, sondern auf den Totalbegriff eines menschlichen Körpers. Um es hingegen als eine Art zu denken, muſs ich mir eine Einheit von Ohren überhaupt denken; und dieser Begriff der Einheit ist alsdann der Gattungsbegriff, der alle Arten von Ohren als seinen logischen Gegenstand umfaſst.

Aus der allgemeinen Form*) eines Urtheils entspringen sonach drei Begriffe, die

*) Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daſs es ein Widerspruch seyn würde, wenn man sich bei der allgemeinen Form eines Urtheils, oder überhaupt bei unsern Vernunftprincipien und Verstandesgesetzen, bereits wirklich vorhandne, und mate-

eben so viele Arten der Einheit sind. Und jeder dieser Begriffe, auf Einheit überhaupt als ein Prädikat bezogen, wird das Subjekt eines Urtheils, durch welches sein Verhältniſs, als Art der Einheit, zu dem Prädikate, als Gattungsbegriff der Einheit, bestimmt wird.

Mithin entspringen auch eben so viele Urtheile von möglichen Arten der Einheit, als es Bestandtheile in der Form eines Urtheils giebt.

1) Ein Subjekt als Subjekt beurtheilen, heiſst das Subjekt in so fern beur-

rialiter gleich schon bei unsrer Geburt im Ich befindliche Begriffe, und überall etwas anders dächte, als die bloſse Stelle in unsrer Reflexion selbst, wo Subjekt, Prädikat und Kopula hingehören, oder die ursprünglichen Bedingungen, unter denen irgend ein Begriff die Stelle eines Subjekts, eines Prädikats, einer Kopula einnehmen muſs, wenn er verständlich, d. i. wenn nicht bloſs subjektiv, sondern auch objektiv, Verstand darin seyn soll.

theilen, als es noch mit keinem Prädikate verbunden ist: folglich als der Einheit entgegengesetzt. Das Entgegengesetzte der Einheit ist Verschiedenheit. So ist z. B. das unbestimmte Subjekt: Einheit — demjenigen Prädikate, wodurch eine nähere Bestimmung zu demselben hinzukommt, z. B. numerische Einheit — entgegengesetzt, und hat als bloſses Subjekt eine Vieldeutigkeit, die von der Bestimmtheit des Prädikats ganz verschieden ist. Die einzige Bedingung aber, unter der sich Verschiedenheit mit Einheit verbinden läſst, ist die, daſs etwas Mannichfaltiges darin anzutreffen sei, was sich in Gleichartiges auflösen und zusammenfassen läſst, z. B. das Mannichfaltige eines Waldes. Subjekt als Subjekt, auf das Prädikat der Einheit bezogen und damit verbunden, drückt also eine Art der Mannichfaltigkeit aus, die durch Einheit bestimmbar ist. Eine solche Art der Einheit des Mannichfaltigen ist aber eine quantitative, und

der logische Gegenstand, der durch den Begriff desselben gedacht wird, ist ein Quantum.

2) Ein Subjekt durch ein Prädikat beurtheilen, heiſst das Subjekt unter ein bestimmtes Merkmal, als eine Einheit im Bewuſstseyn, subsumiren. Eben dadurch beweist sich das Denkvermögen als ein Verstandesvermögen, daſs es sich Subjekte durch Merkmale, die schon bestimmte Einheiten sind, aneignet, um sie nach seiner Art zu verstehen. Ein Prädikat denken, und von der Einheit eines Merkmals alles Mannichfaltige, was nicht zu dieser bestimmten Einheit gehört, in der Absicht wegdenken, damit man das vieldeutige Subjekt unter der Einheit eines Begriffs verstehe, ist einerlei, nur mit andern Worten, gesagt. Eine bestimmte Einheit, von der alles Mannichfaltige weggedacht ist, entspricht dem Begriffe der Qualität, in welchem allemal etwas als ein Merkmal gedacht wird, von dem man alles Vieldeutige geflissentlich

wegdenkt, um sich der Einheit des Gedachten desto sichrer bewufst zu seyn; z. B. die Röthe der Rose, der Gehalt eines Groschens etc. Aus der Verknüpfung des Begriffs: Prädikat — mit dem Begriffe: Einheit überhaupt — entspringt also der Begriff der qualitativen Einheit, so wie aus der Verknüpfung des Begriffs: Subjekt — mit dem Begriffe: Einheit überhaupt — kurz vorher der Begriff der quantitativen Einheit entsprang. Beide sind Einheiten, aber beide sind verschiedne Arten der Einheit überhaupt.

3) Verbundenheit in einem Urtheile entspringt aus der Uebereinstimmung eines Subjekts mit einem Prädikate, dem Satze des Widerspruchs gemäfs. Ein Subjekt als Subjekt, und ein Prädikat als Prädikat sind verschiedenartige Objekte des Denkens. Wenn also die Kopula beide zum Ganzen eines Urtheils verbindet, so drückt dieses so verbundne Ganze etwas aus, das sich seiner Verschiedenheit nach widerspricht,

und doch zugleich seiner Verbundenheit nach diejenige Einheit eines Begriffs hervorbringt, wodurch sich das eine auf das andre bezieht, und beides als das Ganze eines Begriffs begreiflich wird, wie z. B. wenn ich Vater und Sohn, Bruder und Schwester etc., bei aller ihrer Verschiedenartigkeit doch unter einem gemeinsamen Relationsbegriffe denke. Die besondere Art der Einheit, die hier in dem Begriffe einer Kopula gedacht wird, ist folglich allemal eine relative, und der logische Gegenstand derselben mufs nothwendig als ein Korrelat eines andern Korrelats gedacht werden.

4) Eben dieser Begriff der Verbundenheit hat aber auch noch eine ihm eigne Relation auf das Bewufstseyn selbst, sofern er nämlich Begriff, d. h. Bewufstseyn einer bestimmten Art der Einheit ist. Ein Urtheil, das z. B. so bestimmt wäre: wenn die Stralen des Mondes zugleich Licht- und Feuer-Materie sind, so kann der

Mond zugleich leuchten und erwärmen, —
rzeugt einen ganz andern Begriff von der
rt seiner Verbundenheit, als das Urtheil:
ie Sonne ist derjenige Himmelskörper,
r zugleich leuchtet und erwärmet. Nach
r erstern Art der Verknüpfung könnte
Mond nicht bloſs erwärmen, sondern
ar Eis schmelzen, wenn etc. — Nach
andern Art der Verknüpfung sind wir
der Feuermaterie in der Sonne förm-
ganz bestimmt bewuſst. In beiden
en geschieht die Verknüpfung nach
Satze des Widerspruchs, weil die
der erstern Art, auſserdem daſs sie
ein unbestimmtes Wenn zweifelhaft
ht wird, sonst auch noch falsch seyn
: aber nur in der Form der letztern
ird der Satz des Widerspruchs mit
ntem Bewuſstseyn angewandt. Soll
1 gegebnes Urtheil, es sei nun ein
ıtives, oder ein qualitatives, oder
ives, zugleich das Bewuſstseyn der
ausdrücken, so muſs noch der

Werth derselben als eine besondre Art der Relation, in der die Kopula mit dem Bewufstseyn des Urtheilenden steht, in Betrachtung kommen. Das Bewufstseyn des Urtheils würde dem Ganzen des Bewufstseyns, als dem logischen Gegenstande aller möglichen Einheit überhaupt, widerstreiten, wenn der Kopula in dem erstern der beiden obigen Urtheile eben der Grad der Bestimmtheit, eben die Geltung, eben der Werth für das Bewufstseyn im Ganzen beigelegt würde, als in dem letztern. Die Beurtheilung der Kopula in Beziehung auf ihren Werth für das Ganze des Bewufstseyns ist also noch eine vierte Funktion der Beurtheilung, eine Funktion, die zwar in dem gegebnen Urtheile an sich selbst nichts verändert, aber doch den Begriff von einer besondern Art der Einheit in Beziehung auf Einheit des Bewufstseyns erzeugt. Der Begriff, der die Art der Einheit in Beziehung aufs Bewufstseyn ausdrückt, ist der Begriff der

Iodalität, und der Gegenstand dieses
egriffs ist die Art des Bewuſstseyns, als
ner bestimmten Einheit.

Ein jeder Mensch ohne Ausnahme,
r Geschäftsmann wie der Privatmann,
: Schriftsteller wie der Leser, der prak-
:he wie der theoretische Kopf, wenn
sich von der logischen Wahrheit seiner
lanken, d. h. von derjenigen Wahr-
, deren das Denkvermögen für sich
n fähig ist, Rechenschaft geben will,
n die Bedingungen der logischen Ein-
gebunden, die wir hier zergliedert
ı. Alles, was in unsern Gedanken
kt ist, muſs unter den Begriff der
ität; alles, was Prädikat ist, unter
egriff der Qualität; alles was Ko-
st, unter den Begriff der Relation;
nn noch die Art der Verbundenheit
ehung aufs Bewuſstseyn unter den
der Modalität subsumirt werden.
se Bedingungen erfüllt sind, ist es
ch, mit Wahrheit vorherzusehen,

ob unsre Urtheile mit der logisch bestimmten Urtheilskraft andrer Menschen übereinstimmen werden; und noch viel weniger ist es möglich, auf nothwendige Allgemeingültigkeit für Jedermann, der unter der Einheit der Vernunft steht, und sie zur Anwendung bringt, Ansprüche *a priori* zu machen.

Es ist uns daher nicht wenig daran gelegen zu wissen, wie das, womit wir uns Alle beschäftigen, wie unsre Gedanken, unsere Urtheile bestimmt seyn müssen, wofern sie den Bedingungen der quantitativen, qualitativen, relativen, und Modal-Einheit genugthun sollen. Sind wir mit diesen vier Arten der Bestimmungen für unsre wirklichen Urtheile fertig, so brauchen wir für ihre Allgemeingültigkeit weiter nicht besorgt zu seyn: denn die ganze Sphäre der Vernunfteinheit im Urtheilen ist durch die obige Zergliederung derselben bereits völlig erschöpft und ausgemessen.

Welche Bestimmungen in einem Begriffe liegen, kann man am sichersten erfahren, wenn man seine Bestimmtheit, ıämlich das, wodurch er ein von jedem ndern Begriffe verschiednes Ganze eines egriffs ist, logisch eintheilt.

Zu einer logischen Eintheilung wird er'dert, daſs 1) die Theilbegriffe derselben ı einander wechselseitig ausschlieſsen, ! 2) wenn die entgegengesetzten Theile ıer in eine Allheit von Theilen zusamgefaſst werden, ein dritter Begriff entge, der weder mit dem Begriffe des en, noch mit den Theilbegriffen unter ıer einerlei sei. — So schlieſst, in eingetheilten Begriffe einer Scheide-, der Begriff eines Groschens alles aus, was auch zwar Scheidemünze, ein Groschen ist; und beide entgetzte Momente, ein Groschen, und roschen, unter einen gemeinschaftBegriff zusammengefaſst, geben ein Toment, den Begriff einer Allheit

von Scheidemünzen, der weder mit dem Begriffe einer Scheidemünze überhaupt, noch mit den beiden einander entgegengesetzten Theilbegriffen einerlei ist. So schliefst ferner der Begriff eines Arms am menschlichen Körper den Begriff aller übrigen Theile aus, beide Begriffe zusammen aber erzeugen den Begriff einer Allheit von Theilen des menschlichen Körpers, der eben so wenig mit dem Begriffe eines menschlichen Körpers selbst, als mit irgend einem der entgegengesetzten Theile einerlei ist.

Diefs auf die vier Arten der Einheit, als bestimmbare Ganze, angewandt, werden aus jedem dieser Ganzen drei Theilbegriffe entspringen.

1) Der Begriff der Quantität drückt diejenige Art der Einheit aus, die ein bestimmtes Mannichfaltiges enthält; und dadurch, dafs diese bestimmte Mannichfaltigkeit immer in ihr mitgedacht werden mufs, ist sie von jeder andern Art der

Einheit verschieden. Einheit durch Man-
ichfaltigkeit bestimmt ist entweder ein
inzelnes Mannichfaltiges, oder das Ent-
gengesetzte einer solchen Einzelnheit,
mlich Mehrheit; und beide entgegenge-
zte Theilbegriffe in einen dritten zusam-
ngefaſst, geben den Begriff einer Mehr-
t, die zugleich wieder etwas Einzelnes,
lich Allheit des Mehrern ist. So stimmt
Mannichfaltige eines Baums zu einer
ieit eines Begriffs zusammen, die dem
iffe eines einzelnen Baums entspricht.
er einzelne Baum, als Theil eines Wal-
edacht, schlieſst alle andre Bäume
die mehrere einzelne Bäume sind.
Begriffe aber zusammengefaſst er-
ı einen dritten, nämlich die Allheit
iume in einem einzeln gedachten

: mögliche Urtheile also, unter den
der Quantität, als einen eingetheil-
riff, subsumirt, drücken entweder
nzelnen Fall, oder eine Mehrheit,

oder eine Allheit von Fällen aus; oder mit der Logik zu reden, sie sind entweder einzelne, oder partikuläre, oder allgemeine Urtheile. Z. B. Einheit des Bewufstseyns ist eine einzige Einheit. Einige Einheiten sind logische Begriffe. Alle Einheiten sind Begriffe. Der Urtheilende steht unter andern Bedingungen der Quantität, wenn sein Urtheil durch einen einzelnen Fall, als wenn es durch Mehrheit, oder gar durch eine Allheit von Fällen der nämlichen Art bestimmt ist. Was ihm, so viel er weifs (Modalität), nur in einem einzelnen Falle gegeben ist, mufs er nicht auf einige, und was ihm in einigen gegeben ist, mufs er nicht auf alle Fälle ausdehnen. Er mufs nicht sagen: Alle Groschen sind Kaisergroschen, weil ihm vielleicht gerade nur Kaisergroschen zu Gesichte gekommen sind. Er mufs nicht sagen: Es giebt nur Eine Art von Groschen, wenn es deren vielleicht mehrere giebt. Kurz, er mufs den gegebnen Fall

eines Urtheils, sofern er durch den Begriff
er Quantität bestimmt werden soll, unter
asjenige Moment der Quantität subsumi-
n, unter welches ein solches Urtheil
hört.

2) Qualität. Der Verstand, habe ich
sagt, versteht die Subjekte durch Merk-
le, deren er sich schon als gedacht be-
ſst ist (diskursiv). Das Prädikat eines
heils ist eine bestimmte Einheit, von
alles Mannichfaltige seiner Verschie-
eit nach weggedacht ist, und die da-
schon gleich als Begriff, folglich auch
lerkmal gedacht werden kann. Durch
rädikat soll nun erkannt werden, ob
ubjekt mit dem in dem Prädikate auf-
lten Merkmale einerlei sei? Hier
lie Antwort entweder bejahend, oder
bejahend ausfallen. Fällt sie beja-
us, so werden alle mögliche Fälle
erkmalen, die noch sonst ins Un-
e hinaus gedacht werden können,
klich ausgeschlossen oder davon

verneint, und die Bejahung ist dann ein Theilbegriff, der alle andre Merkmale, die nicht von dem Subjekte bejaht werden können, von sich ausschliefst. Fasse ich aber beide Theilbegriffe, Bejahung und Verneinung, in einen einzigen Begriff zusammen, so habe ich den Begriff einer Bejahung, die durch eine Verneinung beschränkt ist, z. B. diese Münze ist zwar Scheidemünze, aber kein Groschen. Sagte ich schlechthin, sie sei keine Scheidemünze, so würde das aufgestellte Merkmal: Scheidemünze — dem Subjekte geradezu widersprechen, und das Prädikat ganz bestimmt durch eine Verneinung mit dem Subjekte verbunden seyn. *) Sage

*) Negation ist Widerstreit zwischen Subjekt und Prädikat, Widerstreit aber, könnte man einwerfen, ist das Gegentheil der Verbundenheit. Allein nicht der Widerstreit, sondern die Erkenntnifs des Widerstreits gehört zur Verbundenheit eines Urtheils in der Einheit des Bewufstseyns, und diese Einheit wird durch die Verknüpfung der Negation

ich hingegen, sie ist zwar Scheidemünze, aber kein Groschen: so gehört die Verneinung nicht mehr zur Kopula, als dem bestimmten Begriffe eines Widerstreits zwischen Subjekt und Prädikat in dem gegebnen Falle, sondern zum Prädikate, ls einem Merkmale, das zugleich die Verchiedenheit des daraus weggedachten Manchfaltigen ausdrückt. In dem erstern lle ist negative Verbundenheit ganz benmt gedacht. In dem letztern Falle d der vollkommnen Bestimmtheit des dikats eine unbestimmte Mannichfaltig- von Merkmalen entgegengesetzt, die ins Unendliche erstrecken kann, eben regen aber auch eine Allheit von mögn Bestimmungen ausdrücket, durch ich das Prädikat irgend noch näher nmen läſst. Oder, um den Fall etwas ckelter zu setzen, in dem Urtheile:

Kopula in einem qualitativen Urtheile, wo r Beilegung des Prädikats als eines Merkfragt wird, ganz bestimmt ausgedrückt.

die Seele ist unsterblich — leuchtet es sogleich ein, daſs die Verneinung nicht zur Kopula gehören könne. Man sieht aber nicht so leicht ein, wie sie eine Verneinung, oder eine Beschränkung ausdrükken könne. Was fortdauernd lebt — denn dieſs ist es, was durch die bloſse Form des Begriffs der Unsterblichkeit, ohne alle Rücksicht auf die Möglichkeit der Sache, gedacht wird — ist nicht allein ein Subjekt, das durch ein bejahendes Prädikat gedacht wird, sondern man kann auch nicht einmal sagen, daſs es durch eine hinzugedachte Verneinung beschränkt sei. Um diese Schwierigkeit zu heben, muſs das Prädikat: unsterblich — als ein eingetheilter Begriff, auf seinen Gattungsbegriff, nämlich Existenz in der Zeit, bezogen werden. Alle Existenz lebender Wesen in der Zeit schränkt sich entweder auf Zeitdauer ein, oder nicht. Durch die erste Art der Existenz wird Sterblichkeit gedacht, die alles, was nicht sterblich

t, von sich ausschliefst, und in eine un-
ıdliche Gedankensphäre näher zu bestim-
ender Merkmale verweist; durch die
veite Art das Gegentheil. Und nun erst
es klar, dafs der Gattungsbegriff hier
ch den hinzugedachten Theilbegriff der
neinung allerdings beschränkt werde,
das obige Urtheil eigentlich so aus-
rücken sei: die Seele existirt zwar in
Zeit, aber sie ist nicht auf Zeitdauer
eschränkt. *)
Es entspringen also aus dem eingetheil-
Begriffe der Qualität drei verschiedne
ı von Urtheilen, die sich alle auf den
ff eines Merkmals beziehen: bejahende,
inende und beschränkende (oder, wie
ogiker sich ausdrücken, unendliche)
le. Wer etwas behauptet, oder ver-
oder unter gewissen Einschränkun-

ebenher ist aus diesem Beispiele zu ersehen,
ı ein Begriff zu eben der Zeit, da er sich
ı beschränkt, specifisch ins Unendliche er-
kann.

gen einräumt, mufs die Bedingungen, die in jedem dieser Urtheile zum Grunde liegen, nothwendig erfüllen, ehe sein Urtheil Allgemeingültigkeit für Jedermann haben kann.

3) Relation drückt Verbundenheit aus, sofern das Verschiedenartige in einem gemeinschaftlichen Punkt der Einheit zusammentrifft; und der Gegenstand dieses Begriffs ist allemal ein Seyn, wo verschiedenartige Begriffe als Korrelate mit einander in Verbindung gedacht werden. Man kann nicht Bruder denken, ohne zugleich Geschwister, nicht Sohn, ohne Vater und Mutter, als Begriffe, die mit jenen korrelativ verbunden sind, zu denken.

Das Verschiedenartige in einem Relationsurtheile ist anders bestimmt, wenn das Verhältnifs der beiden Korrelate durch das gegebne Urtheil schon ganz verstanden werden kann, z. B. der vier und zwanzigste Theil eines Rechnungsthalers ist ein Groschen; anders, wenn man aus dem gegeb-

en Urtheile herausgehen muſs, ehe sich
ie Relation zwischen beiden Korrelaten
ɜrstehen läſst, z. B. ein Eisspiegel kann
is schmelzen. In dem erstern Urtheile
auche ich nur das Verhältniſs wie 1 zu
zu denken, das schon in dem Urtheile
bst gegeben ist. In dem andern läſst
ı das Verhältniſs zwischen den beiden
riffen: ein aus Eis gemachter Spiegel
ı, und Eis durch einen solchen Spiegel
ıelzen — nicht einsehen, wenn man
t ein andres ganz davon verschiedenes
eil damit verbindet, z. B. daſs ein Eis-
el zugleich ein Brennspiegel seyn
: denn wenn ein Eisspiegel zugleich
rennspiegel seyn kann, so folgt das
ɜ Urtheil nothwendig daraus, daſs ein
egel auch Eis schmelzen könne. Die
heit des erstern Urtheils hängt unmit-
von dem Satze des Widerspruchs ab;
irde meinem eignen Bewuſstseyn wi-
ɜchen, wenn ich erst sagte, daſs ein
ıngsthaler vier und zwanzig Gro-

schen enthält, nachher aber, daſs ein Groschen nicht der vier und zwanzigste Theil eines Rechnungsthalers sei; mithin ist das Verhältniſs hier sogleich kategorisch bestimmt. Wie hingegen auf das letztere der Satz des Widerspruchs anzuwenden sei, läſst sich nicht eher verstehen, als bis noch ein anderweitiges Erkenntniſs hinzukommt, was die Bedingung an die Hand giebt, unter der ein solches Subjekt mit einem solchen Prädikate zu verbinden steht; und in dieser Verbindung zweier Urtheile, die sich wie Grund und Folge zu einander verhalten, ist das Verhältniſs ein hypothetisches. Beide Arten von Urtheilen beruhen auf ganz verschiedenen Bedingungen: das eine bestimmt sich selbst, das andre wird durch eine Voraussetzung bestimmt. Sie sind also Theilbegriffe in dem Ganzen des Begriffs der Relation, die sich einander wechselseitig ausschlieſsen.

Was sich einander wechselseitig ausschlieſst, kann nur dadurch unter einen

gemeinschaftlichen dritten Begriff der All-
heit zusaminengefafst werden, dafs es auf
einen Gattungsbegriff zurückgeführt wird.
So schliefst z. B. der Begriff eines Fix-
terns den Begriff eines Planeten aus:
eide kommen aber in einem gemeinschaft-
chen Begriffe zusammen, wenn sie auf
ren Gattungsbegriff, nämlich Stern, zu-
ckgeführt werden; denn alle Sterne sind
weder Fixsterne oder Wandelsterne.
en diese Form eines disjunktiven Ur-
ls fafst aber schon die beiden entge-
gesetzten Verhältnisse eines kategori-
n und hypothetischen Urtheils ganz
mmt in sich. Sofern nämlich der
iff eines Sterns, unter den auch der
s gehört, von selbst ergiebt, dafs der
nothwendig eines von beiden, ent-
ein Fixstern oder kein Fixstern,
mufs, ist das disjunktive Urtheil
risch bestimmt. Sofern ich hinge-
em Sirius nicht beide Prädikate zu-
sondern nur eines von beiden bei-

legen kann, diese Beilegung eines Prädikats aber davon abhängt, daſs ich das andere entgegengesetzte ausdrücklich ausschlieſse, (z. B. wenn der Sirius kein Planet ist, so kann ich sagen, daſs er ein Fixstern sei), ist das disjunktive Urtheil hypothetisch bestimmt. Da aber eben diese Handlung des Ausschlieſsens schon einen gemeinschaftlichen dritten Begriff voraussetzt, der sich disjunktiv eintheilen lieſs, nämlich den Begriff eines Sterns überhaupt: so flieſsen alle drei Momente der Relation in die Form eines Urtheils zusammen, das sie alle auf einmal ausdrückt; und diese Form ist keine andre, als die eines disjunktiven Urtheils.

Wer über Verhältnisse urtheilt, muſs sorgfältig untersuchen, ob seine Beurtheilung unter die Form eines kategorischen, oder eines hypothetischen, oder eines disjunktiven Urtheils gehöre, weil in jedem Falle ganz verschiedene Resultate herauskommen. Ein Urtheil, das von einer Vor-

ssetzung ausgeht, darf sich nicht unter
r Form eines kategorischen Urtheils
'tend machen. Und wo ein Begriff ein-
heilen ist, da müssen die eingetheilten
eder sich immer auf die Form eines
unktiven Urtheils zurückführen lassen,
ein wahres Resultat gefunden wer-
kann.

) Modalität ist Relation der Kopula
Einheit des Bewuſstseyns überhaupt,
der logische Gegenstand dieses Be-
ist der Werth, den die Kopula für
ewuſstseyn im Ganzen hat. Verbun-
it setzt allemal korrelative Gegen-
der Beurtheilung voraus. Also wird
ler Werth der Kopula seine ver-
en Korrelate haben, je nachdem er
f das Bewuſstseyn als ein bestimm-
ssen bezieht.

Werth der Kopula ist problema-
stimmt, sofern er von einem an-
heile abhängt, das selbst nur noch
mt gedacht wird. Ein gewisser

Handelsartikel z. B. kann im Preise steigen und auch nicht steigen, je nachdem ein gewisser Spekulationsfall eintritt oder nicht eintritt. Ob der Fall eintreten werde, ist gar kein Gegenstand des logischen Wissens, und gehört in so fern unter den Begriff der logischen Zufälligkeit. Durch die Art, wie er gesetzt wird, kann ihm seine logische Möglichkeit, problematische Wahrscheinlichkeit, und was dahin gehört, ohne Widerspruch nicht bestritten werden. Würde nun die nämliche Voraussetzung anderweitig noch dergestalt bestimmt, dafs das Nichtseyn des einen oder des andern Spekulationsfalles sich gar nicht einmal denken liefse, weil z. B. durch den Fall eines Ministers zugleich die Ursache weggefallen wäre, die den Spekulationsfall zweifelhaft oder problematisch machte, so hätte das Seyn der Kopula einen assertorischen Werth. Das Urtheil wird ein mit bestimmter Gewifsheit gegebner und gedachter Satz. Und

ıun mufs das vorher noch problematische
Jrtheil, verbunden mit dem assertorischen
ewufstseyn, eine ganz andere Art der
rkenntnifs erzeugen, als in dem gleich
ıfangs gedachten Falle: es ist unmög-
h, dafs das Steigen oder Fallen nicht
eine nothwendige Fòlge der Voraus-
:ung gedacht werden sollte. Denn da
›n die blofs problematische Stellung
beiden Relationsurtheile ergab, dafs
ʼas geschehen könnte, wenn so was
ərginge, so werden eben diese Ur-
, assertorisch mit einander verbunden,
wie Grund und Folge in einem be-
ten hypothetischen Urtheile verhal-
ınd nicht blofs problematische oder
rische, sondern sogar apodiktische
heit ausdrücken: eine Gewifsheit,
lie Form eines hypothetischen Ur-
jeder andern Art von Urtheilen
:n ist, die sich aber in einem
t verbundnen Vorder- und Nach-
nz anders auf das Bewufstseyn

bezieht, als in einer unbestimmten Verbindung.

In dieser logischen Steigerung der Kopula sind die problematische Unbestimmtheit, und die assertorische Bestimmtheit des Bewufstseyns die beiden entgegengesetzten Bestandtheile der Modalität, die sich einander wechselseitig ausschliefsen, zusammengefafst aber einen dritten Begriff, nämlich den der apodiktischen Gewifsheit erzeugen, und sich dadurch zu einer Allheit logisch möglicher Modalbestimmungen verknüpfen. Die Relation, die der Werth der Kopula, als Subjekt eines Urtheils, in Beziehung auf das Prädikat des Wissens hat, ist eine Entgegensetzung von Modalitäten, welche sich als bejahende und verneinende Korrelate zu einander verhalten: logische Möglichkeit und logische Unmöglichkeit, logisches Seyn und logisches Nichtseyn, logische Nothwendigkeit und logische Zufälligkeit. — Um nicht zu weitläuftig zu werden, mufs ich es dem

ignen Nachdenken des Lesers überlassen,
ie in dem vorher angeführten Beispiele,
o sie alle namhaft gemacht sind, selbst
ifzusuchen. Von ihrer Wichtigkeit für
e Beurtheilung gegebener Fälle brauche
ı wohl nicht viele Worte zu machen.

II. Erkenntnifsvermögen.

In dem vorigen Abschnitte handelte ich
den verschiednen Arten der Einheit,
Begriffen und Urtheilen der Quantität,
lität, Relation, und Modalität, so weit
lofs auf unsre Vorstellungen unter ein-
, und nicht auf Gegenstände aufser-
der Vorstellung, angewandt werden,
ı sich aus dem blofsen logischen
vermögen von selbst *a priori* ent-
ln. Ich fürchte nicht, dafs die em-
en Instanzen, die ich hin und wie-
er Kürze und der leichtern Mitthei-
egen, als Belege und Erläuterun-
ıgestreut habe, aufmerksame Leser
n könnten, den Ursprung jener Be-

griffe und Urtheile in der Erfahrung zu suchen. Für ihre logische Abstammung, wenn sie einer solchen Präsumtion bedürfte, oder überall nur einmal streitig wäre, bürgt schon der einzige Umstand, daſs sie nicht nur in allen neuern Logiken, ehe jemals an eine Vernunftkritik gedacht ward, ihre angemessene Stelle gefunden haben, sondern daſs schon Aristoteles in seinen schätzbaren analytischen Werken sie samt und sonders, obgleich weder in ihrer höchsten Reinheit, noch in ihrer wahren Ordnung zum Theil aber doch weit richtiger, schärfer, und gründlicher, als manche spätere Logiker, die ihn zu übersehen glauben, bloſs aus logischen Principien abzuleiten gewuſst hat.

Das Abstraktionsgeschäft der Logiker, um es beiläufig zu sagen, wird auf eine sonderbare Art miſsverstanden, wenn man die Sache so ansieht, als ob das, was nach Absonderung aller empirischen Materie übrig bleibt, nämlich die reine Form,

in Produkt der Materie sei. Materie
ınn keine Formen erzeugen, sie kann
ır Formen annehmen; und wenn sie ein
:genstand des menschlichen Denkens ist,
kann sie die Form eines menschlichen
griffs, Urtheils, und Schlusses zwar an-
men, aber nicht erst diese Form aus
hervorbringen. Was nach Abzug der
irischen Materie als reine Form des
kens übrig bleibt, kann weiter nichts
'ie Bedingung seyn, unter der es
menschlichen Denkvermögen
ch ist, überhaupt Gegenstände, und,
diese Gegenstände empirischer Natur
empirische Gegenstände zu denken.
:ifsen Bedingungen, sofern sie vor
virklichen Begriffen, Urtheilen, und
:en in der Natur des Denkvermö-
ım Grunde liegen; Formen werden
, wenn sie auf eine Materie tref-
e ihre Form von ihnen annimmt,
h unter der Form eines menschli-
egriffs, Urtheils, und Schlusses

darstellt; denn wer steht uns dafür, daſs es nicht Dinge giebt, für die in unserm menschlichen Denkvermögen gar keine Form da ist? Dinge, die sich für uns in das Innere der Natur verhüllen, und von denen es unmöglich ist, daſs sie hienieden für uns je eine äuſsere Natur werden? die also gar keine Gegenstände eines erweislichen Begriffs, Urtheils, oder Schlusses, und weiter nichts als Vorstellungen sind?

Mit dem Abschnitte von der Receptivität, den ich jetzt anfange, scheint es bei der ersten flüchtigen Beurtheilung eine ganz andre Bewandniſs zu haben. Was zur Erfahrung gehört, sollte man meinen, müſsten wir aus der Erfahrung selbst lernen, nicht aus Begriffen *a priori* (höchstens etwa die mathematischen ausgenommen), am wenigsten aus der Logik ableiten. So pflegte man die Sache auch wirklich, nicht bloſs im gemeinen Leben, sondern, ehe die Kritik erschien, in

ıllen Natursystemen der Philosophen an-
usehen.

Ich aber sage mit der Kritik: keine
ogik, keine Erfahrung. Ein anders ist
ıhrnehmen, ein anders erfahren. Auch
r undenkende Kopf verknüpft Wahrneh-
ngen, wie sie ihm durch die Sinne ge-
en werden, und nennt das seine Er-
ungen; betrachtet auf seiner Oberfläche
Erscheinungen der Dinge bald links,
rechts; stellt Betrachtungen über Men-
ı und Sachen an; dünkt sich nach
dem wohl gar einen Menschenken-
einen Sachverständigen! Wer nur
gläubig genug wäre, seine Sach- und
:henkenntnisse ohne eigne Prüfung,
eine vermeinten Erfahrungen ohne
:fahrung von ihm anzunehmen.
ist in der That nicht möglich, in
einem Falle von dem wahren Zu-
ıhange einer Sache zu urtheilen,
ıe Erfahrung zu machen, so lange
seinen Wahrnehmungen noch nicht

so weit gekommen ist, daſs man diejenige Operation mit ihnen anstellen kann, die der Logiker eine Subsumtion eines Untersatzes unter einen Obersatz nennt. Sogar die Wahrnehmungen, die sich unmittelbar auf mathematische Begriffe beziehen, müssen nach den Gesetzen der Logik subsumirt werden, ehe der empirische Fall nach mathematischen Grundsätzen beurtheilt werden kann.

Subsumiren nennt die Logik: gegebne Fälle unter eine Regel bringen, um ihre Übereinstimmung oder ihren Widerstreit mit der Regel zu beurtheilen. Schon gleich in der bloſsen Form eines Urtheils geht, wie ich bereits in dem ersten Abschnitte angemerkt habe, eine Subsumtion vor sich, sofern man das Prädikat als eine Regel des Denkvermögens betrachtet, mit dem das Subjekt entweder durch eine Bejahung oder durch die Wegräumung des Widerstreits (Negation) übereinstimmen muſs, wenn das Urtheil wahr seyn soll. Das

)enkvermögen, das bei diesem Geschäfte
er Verstand heifst, giebt aus seinem eignen
:hatze die Regel her, die für alle mög-
:he Fälle der nämlichen Art gilt; und
: Urtheilskraft subsumirt einen gegebnen
ll unter die Regel, sofern der Fall, dem
ze des Widerspruchs gemäfs, damit
reinstimmt.

Damit aber die Urtheilskraft befugt
könne, eben diese Operation des
umirens auch auf Gegenstände und
der Erfahrung anzuwenden, an-
dafs sie sich derselben vorher nur zum
: ihrer Vorstellungen bediente,
icht mit ihrem subjektiven Be-
;eyn in Widerspruch zu gerathen,
;ich vor allen Dingen erst eine Mög-
t einsehen lassen, wie ein empiri-
'all einer Verstandesregel überhaupt
seyn könne. Wenn Erfahrungen
ls Wahrnehmungen sind, die heute
rgen anders ausfallen können, so
B. ein Geldwechsler, dem seine

Kasse gestohlen wäre, sehr Unrecht zu behaupten, daſs nothwendig etwas in der Natur der Dinge vorhergegangen seyn müsse, wovon das Nichtdaseyn seiner Kasse als ein bloſser Erfolg zu beurtheilen sei, oder daſs ihn die Natur seines Menschenverstandes mit unbedingter Nothwendigkeit dringe, für den gegebnen Fall eine Ursache zu suchen, um ihn zu verstehen. Er müſste bloſs sagen, daſs die Kasse entweder durch eine Ursache, oder ohne alle Ursache verschwunden sei. Seine bisherigen Wahrnehmungen könnten ihn immer verwöhnt haben, für dergleichen Fälle eine Ursache zu suchen: warum sollte ihm nicht heute einmal die entgegengesetzte Wahrnehmung gewährt seyn, daſs eine Kasse ohne Ursache aus der Welt verschwinden könne?

Ist die Naturordnung eine Sache, die von der Ordnung unsers Denkens auf keine Weise abhängt, gar nichts damit zu schaffen hat, so läſst sich auch der Fall, da

n Naturobjekt, z. B. eine Geldkasse, zu
ner Zeit da, und zu einer andern wieder
:ht da ist, unmöglich als ein Seyn beur-
:ilen, das mit dem Seyn eines Relations-
:r Modalurtheils die mindeste Analogie
te. Man kann das Verhältnifs einer
se auf kein beharrliches zum Grunde
:ndes Substrat *) anwenden, weil
ırnehmungen selbst nichts beharrliches,
so, bald anders beschaffen sind: das
iltnifs kann also auch nicht durch ein
orisches Urtheil ausgedrückt werden.
so wenig kann man die Begebenheit,
e Kasse verloren ist, unter die Form
hypothetischen Urtheils subsumiren:

Man mufs entweder die Materie (unter der
er Receptivität) für das kontradiktorisch
gesetzte des Selbstthätigen in der Natur
:r Form der Spontaneität) erkennen: oder
t mit seiner Philosophie am Rande des
ıus, den Kant, auf den widersinnigen
ıspielend, den Tod aller Naturwissenschaft

denn ob der Umstand, dafs die Kasse gestern noch da war, und heute nicht mehr da ist, sich wie Grund und Folge in einem hypothetischen Urtheil verhalte, ist eben die Frage, die erst beantwortet werden sollte; und unglücklicher Weise schweigt hier die Wahrnehmung, wo es gerade am interessantesten wäre, sie zu Rathe zu ziehen. Es bleibt also nichts als die Form eines disjunktiven Urtheils übrig, dafs die Kasse sich entweder auf eine beharrliche Naturordnung beziehe, oder nicht beziehe, und dafs die Nichtexistenz der Kasse entweder eine Ursache oder keine Ursache habe. Eine treffliche Regel für eine Ordnung der Dinge, die sich nach der Ordnung unsrer Begriffe richtet: aber eine leere Chimäre, wenn man sie auf Wahrnehmungen anwendet, die alles nur fragmentweise aus der Natur schöpfen, und heute so, morgen wieder anders bestimmt sind.

Ich wundre mich daher so wenig, dafs

grofse Männer, z. B. Bacon *), die Logik,
auf Erfahrung angewandt, für eine Wis-
ıénschaft von geringer Erheblichkeit gehal-
en haben, dafs es mir vielmehr ein Räth-
el ist, wie man sie als eine Erfindungs-
unst habe bearbeiten können. Soll das,
as zur Erfahrung gehört, (die mathema-
che Physik ausgenommen), schlechter-
ıgs nur der Erfahrung selbst abgelernt
rden können; und lehrt immer ein Tag
andern, so dafs man, wo es aufs
ahren ankommt, nie ausgelernt haben
ı: so lassen sich wohl Versuche mit
Erfahrung anstellen, deren Resultate
abwartet, ohne sie vorher durch ein
ma im Verstande zu entwerfen; man
aber nichts zum Behuf der Erfah-
durch Hülfe der Logik erfinden.
wo der Zufall sein Spiel treibt, da
die Gesetze des Denkens ein Ende.
lange man daher die Erscheinungen
Natur als Dinge an sich selbst be-

Nov. org. aphor. XV. sqq.

trachtete, die wir durch Wahrnehmung zugleich erfahren müssen, konnte die Frage: wie Logik, d. h. Denkvermögen, sich auf Natur, d. h. Dinge außer dem Denkvermögen, anwenden lasse? sich nicht einmal konsequent aufwerfen lassen. Erst durch die Kritik, die der Logik in der Naturanlage unsrer Receptivität, als einem *a priori* bestimmten beharrlichen Gegenstande für die Einheit unsers Bewußtseyns, ein ganz neues Medium der Erfahrung anweist, sieht sich diese seit Jahrtausenden verkannte Tochter der Vernunft auf einmal zu einer transcendentalen Würde erhoben, in der sie für unsre wichtigsten Erkenntnisse wohlthätiger als je wird. So erweitert sich das Vernunftgebiet, wo man es am wenigsten erwartete, durch die Eroberung der reichsten und fruchtbarsten Provinz in dem gesammten Naturreiche, eine Eroberung ohne Schwertstreich, wie es zu wünschen wäre, daß alle Eroberungen in der Welt seyn möchten. —

Erfahrung, im Gegensatze der Wahrneh-
ung, ist blofs dadurch möglich, dafs
ısrer Receptivität Bedingungen *a priori*
m Grunde liegen, die zugleich Gegen-
nde unsers logischen Denkvermögens
d. Unter diesen Bedingungen werden
ht die Dinge an sich selbst, sondern
ıer nur diejenigen Erscheinungen der
ge, deren wir uns vermöge der Beschaf-
eit unserer äufsern und innern Sinnen-
en, in Verbindung mit den unverän-
chen Gesetzen unsers Denkvermögens,
ſst werden können, die wahren ste-
eibenden Subjekte unsrer Beurthei-
und wir haben in der Einerleiheit
er Denk- und Sinnenformen einen
tab, der zwar nicht die Objekte nach
was sie an sich selbst seyn mögen,
st, wohl aber unserer Urtheilskraft
gel dient, ob wir uns mit unsern
ıngsbegriffen in dem nämlichen oder
n ganz andern Falle befinden. Die
ände erzeugen sich gleichsam auf

unserm eignen Grund und Boden, und werden uns zugleich einheimisch und erkennbar. Unser Erkenntnifsvermögen hat es dann nicht mehr mit dem zu thun, was aufser dem Wirkungskreise unsrer Sinne, aufser dem Bezirk einer uns möglichen Erfahrung liegt, sondern es darf sich lediglich nur auf dasjenige in uns einschränken, was uns durch die Sinne erscheint, und in dieser Erscheinung selbst noch ein möglicher Gegenstand unsrer Beurtheilung bleibt. Ein Objekt, das uns unter einerlei Form der Substanzialität, der Kausalität, der Totalität u. s. w. erscheint, ist uns eben darum die nämliche Substanz, die nämliche Ursache, das nämliche Ganze u. s. w. Die Natur kann uns nichts zu geben haben, was sich uns nicht allemal unter völlig gleichen Bedingungen *a priori* darstellte, und sich also auch bei aller seiner Verschiedenartigkeit immer auf einerlei Mafsstab zurückführen liefse.

Wenn z. B. zu dem reinen Begriffe

ines Groschens, als dem vier und zwan-
gsten Theile eines Rechnungsthalers, noch
rmittelst der Receptivität etwas Anders,
B. Metall, hinzugekommen ist, was,
ſserdem daſs es die Form eines Begriffs
genommen hat, zugleich der Gegenstand
er wirklichen Wahrnehmung wird, näm-
eine klingende Münze: so lassen sich
i Fälle denken. Entweder ist diese
eidemünze mir vermittelst meiner Re-
vität als ein bloſses Accidens gegeben,
selbst keine Substanz, sondern nur
Zustand einer Substanz vorstellt, oder
Münze stellt sich als eine Substanz
deren äuſserer Zustand sich zwar
lern, in der ich aber allemal den
hen Begriff, 1 zu 24, erkennen
Im erstern Falle, wenn der mate-
heil der Münze, oder der empirische
, mir durch das Vehikel meiner
als ein bloſses Accidens einer an-
Materie, z. B. als ein Rostfleck auf
gegeben ist, würde die Synthesis

sich nicht mit der Form eines Subjekts in einem kategorischen Urtheil verbinden, das für alle Fälle, wo über das beharrliche Daseyn einer Münze geurtheilt wird, gültig wäre, und also auch zu keiner Erfahrung taugen, die sich unter jenen stehenbleibenden Begriff subsumiren lieſse. Im andern Falle hingegen, wenn zu dem Begriffe eines Groschens noch ein Sinnenobjekt hinzugekommen ist, das durch seine Beharrlichkeit als Substanz dem, was in dem Begriffe gedacht wird, vollkommen entspricht, macht beides, die Form und die Materie, das Ganze eines logischen Subjekts aus, wie es sich zu einem kategorischen Urtheile schickt, so oft ich mit dem Ausdrucke der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit sage: dieſs ist ein Groschen. Auch darf ich mich jetzt, was ich vorher nicht durfte, auf meine Erfahrung berufen, daſs ich in dem gegebnen Groschen die Bedingungen eines kategorischen Urtheils erfüllt sehe. Die Bedingungen

meiner Receptivität, verbunden mit den
Bedingungen meines Denkvermögens, sind
ɔei diesem synthetischen Gegenstande in
inen gemeinschaftlichen Begriff *a priori*
bergegangen, den ich, eben weil er *a*
iori ist, logisch zergliedern, und mit
m Verhältnisse 1 zu 24 vergleichen kann.
var habe ich dieses ganze Subjekt nicht
der Natur meines Verstandes geschöpft:
n es ist etwas darin, was mir anders
ıer gegeben werden mufste, und es ist
in Beziehung auf dieses letztre kein
ɛnstand der allgemeinen Logik,
des Denkvermögens in eigentlicher
ıtung. Allein ich habe den synthe-
n Zusatz auf Einheit *a priori* zu-
ɛführt, und in dieser rein syntheti-
Form ist die äufsre Materie eines
ıens ein Subjekt der transcenden-
Logik geworden: denn die tran-
ıtale Logik ist diejenige näher be-
Logik, die sich mit Gegenständen
ıthetischen Erkenntnifs, d. h. mit

Gegenständen einer möglichen Erfahrung beschäftigt, um ihre objektive Wahrheit nach den Gesetzen des Denkens *a priori* zu beurtheilen. Als allgemeine Logik würde die Logik sich allerdings zu viel anmaſsen, wenn sie über Gegenstände urtheilen wollte, die noch nicht ganz Subjekte der Beurtheilung wären. Aber als transcendentale Logik befaſst sie sich auch nur mit Gegenständen, die ihr *a priori* erkennbar sind, und die analytische Natur eines logischen Subjekts bereits angenommen haben.

Giebt es denn aber, wird man mich fragen, auſser der allgemeinen, von uns allen mit auf die Welt gebrachten, und auch in ihrer systematischen Form dafür anerkannten Logik, noch eine andere, eine transcendentale? Wodurch unterscheidet sich die letztere von der erstern? und worauf gründet sich dieser Unterschied?

Um hierauf, wenn auch nicht so erschöpfend, wie es in der Kritik der reinen Vernunft geschehen ist, doch wenigstens

verständlich zu antworten, sehe ich mich
genöthigt, wieder auf den Ursprung unse-
er Verstandesprincipien zurückzukommen,
on dem ich vorher nur in Beziehung auf
s Denkvermögen das vorläufig Er-
rderliche beigebracht habe.

Wenn ich in irgend einem bestimmten
)jekte meiner Reflexion, z. B. in
em Widerspruche, auf dem ich
h so eben ertappe, (indem ich mir
ı einen Unterricht im Singen vorstelle,
der Musikmeister einem Taubstummen
), von der offenbaren Ungereimtheit,
Taubstummen im Singen zu unter-
n, abstrahire: so bleibt mir von die-
durch Abstraktion gereinigten, Ob-
neines Bewufstseyns (Perception
ıt) nur das reine logische Kontra-
sprincip übrig, ohne dessen Apper-
on ich nicht zu der Reflexion ge-
ı wäre, dafs ich mir widerspre-
› wie das Thier, das keiner Refle-
er sich selbst fähig ist, zwar wohl

den Widerspruch empfindet oder percipirt, wenn es irgendwo anstöſst, aber, da es in dieser Perception eines Anstoſses nicht das Princip des Widerspruchs appercipirt, nie zu einem allgemeinen Begriffe gelangt, daſs jeder ähnliche Anstoſs schon gleich im Vorwege durch die Reflexion auf den Satz des Widerspruchs vermieden werden könne. Der Mensch dagegen ist sich in dem Widerspruche, auf dem er sich ertappt, nicht nur des allgemeinen Begriffs vom Widerspruche (des Kontradiktionsprincips) bewuſst, sondern er appercipirt auſserdem in diesem Bewuſstseyn noch Theilbegriffe, indem er nicht nur Subjekt und Objekt, sondern in dem Totalbegriffe eines Subjekts noch den eines menschlich denkenden von dem eines denkenden Subjekts überhaupt unterscheidet. Er entdeckt vermöge seiner Reflexionsgabe, daſs weder das Objekt seiner Perception, nämlich der Widerspruch, auf dem er sich ertappt

hat, noch das appercipirte **Princip**, der Satz des Widerspruchs, dergestalt wesentlich mit dem Subjekte, seinem menschlichen Ich, zusammenhange, wie z. B. die Perception des Objekts **Raum** mit eben iesem specifischen Ich zusammenhängt, ındern dafs er vielmehr selbst dann, wenn von diesem seinem menschlichen Ich ıtrahirt, sich doch von dem denkenden esen überhaupt, (auch sogar wenn er den Logos selbst *in concreto* dächte), Kontradiktionsprincip nicht wegdenken ıe, so oft er sich in diesem denkenden en ein Subjekt denkt, das, um nur mit sich selbst übereinstimmen, d. i. ıgisch richtig denken zu können, dem des Widerspruchs gehorchen müsse; olglich dieses logische Princip all- und von jedem denkenden Sub- (also nicht von dem menschlichen blofs schon darum, weil es **denkt**, iciren sei.

anders verhält sich das mit den

Kategorieen. Auch diese sind zwar Principien meines denkenden Ich, aber der Art nach sind sie es nur für solche Verstandeswesen, die, wie ich, zugleich an die Formen des Raums und der Zeit gebunden sind. Da, wo überhaupt erst richtig gedacht werden muſs, ehe wir Objekte dieser letztern Art beurtheilen können, nehmen wir das Gesetz nicht von den Kategorieen, sondern von jenem allgemeinen logischen Princip an. Aber, auf die Sphäre dieser specielleren Beurtheilung eingeschränkt, sind die Kategorieen noch insbesondre gesetzgebend für die Möglichkeit der Erfahrung in Raum und Zeit, die sich zur wirklichen Erfahrung, wie Metaphysik zur Physik, verhält, und deren gesetzliche Beurtheilung daher die transcendentale (vor der wirklichen Erfahrung vorhergehende und über sie hinausreichende) heiſst. Woraus denn zugleich erhellt, daſs, wer sich unterrichten will, wie die Kategorieen diese

Gesetze seyn können, sich an die transcendentale Logik, wo sie ausschliefslich hingehören, nicht aber an die allgemeine Logik wenden müsse, die sich nur mit solchen Kombinationen befafst, welche sich unter das Kontradiktionsprincip subsumiren lassen.

So wie nun die Verknüpfung des Ich denke mit irgend einer Perception oder Vorstellung des innern Sinns, wo sie auch herkomme, derjenige Stoff ist, mit dessen strengster Prüfung und Zergliederung sich die allgemeine Logik in sofern beschäftigt, als aus diesem Stoffe die sämmtlichen Prämissen entspringen, von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit die ganze Wahrheit oder Falschheit jedes folgenden Begriffs oder Schlufssatzes abhängt: so zieht die transcendentale Logik noch specieller auch diejenige Materie des Denkens vor ihr Tribunal, deren Beurtheilung, da das Objekt des Ich denke nur durch

Receptivität zu unserm Bewuſstseyn gelangt, noch auſser der Kontradiktionsprobe zugleich der Kategorieenprobe bedarf. Zu den Bedingungen der Wahrheit ist auſser dem logischen Denkprincip nun auch noch das transcendentale Erkenntniſsprincip hinzugekommen; die objektive Gültigkeit meiner Vorstellung beruht itzt nicht bloſs negativ auf Wegräumung des Widerspruchs in meinen Vorstellungen, und positiv auf deren subjektiver Übereinstimmung unter sich selbst, sondern auf einer objektiven Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit, der eine ganz andre Art der Verknüpfung, als durch die bloſse logische Kopula, nämlich die transcendentale Synthesis meiner menschlichen Receptivität insbesondere mit dem denkenden Ich überhaupt zum Grunde liegt: eine Verknüpfung der Gegenstände der Vorstellung in Raum und Zeit, von der die allgemeine Logik nichts weiſs, und die sich sogar auf

specifisch ganz verschiedenartige Formen der Receptivität beziehen kann.

Dafs aber die Materie sich bei specifisch verschiedenen Wesen auf specifisch verschiedne Formen der Receptivität beziehen können, darin ist, an sich und überhaupt betrachtet, nichts widersinniges, nichts unbegreifliches. Um irgend ein Beispiel nur so im Allgemeinen anzuführen: Wer sollte wohl glauben, dafs ein so einförmiger Gegenstand, als z. B. ein Stück Brachfeld für uns zu seyn scheint, eine solche Reichhaltigkeit von Beziehungen auf die Receptivität oder Vorstellungsart andrer Geschöpfe haben könnte, als es sich in der That findet? Wie vielseitig mufs dieser einzelne Gegenstand der Wahrnehmung seyn, da er sich augenscheinlich der Receptivität eines Wolfs und einer Heerde Schafe, eines Maulwurfs und einer Gans, einer Biene und einer Ameise u. s. w. unter ganz verschiedenartigen Beziehungen darstellt. Wäre die ursprüngliche Form einer

Entenbrut nicht ganz anders bedingt, als bei einer Hühnerbrut, würde wohl das Entchen in dem Augenblicke, da es dem Ei entschlüpft, dem nämlichen Teiche zueilen, vor dem das Hühnchen mit Entsetzen zurückbebt? und so in tausend andern Fällen, die alle auf dieselbe Erklärung hinauslaufen. Jede ursprünglich verschiedne Art lebender Wesen findet an einer und derselben Erscheinung, die für unsre Vorstellungsart ganz andre Bestimmungen hat, einen ihr eignen Gegenstand der Receptivität, einen Gegenstand, der für die übrigen Arten so viel wie Nichts ist.

Unter Receptivität aber wird hier, wie auch schon der Zusammenhang ergiebt, nicht diejenige Idiosyncrasie, wodurch sich etwa das einzelne Individuum in *seiner* Art zu sehen von andern Individuen unterscheidet, sondern die menschliche Natur selbst, als das beharrliche Substrat aller uns Menschen überhaupt möglichen Erfahrung, verstanden. Der Gelbsüchtige mag

sich immerhin auf seine Art zu sehen berufen, daſs ihm der Schnee gelb, und nicht weiſs, erscheine; subjektive Wahrheit hat diese seine individuelle Art zu sehen allerdings: aber Erscheinung (im Gegensatze des Scheins) muſs nicht bloſs subjektiv, sondern auch objektiv wahr seyn. Was dem einzelnen Subjekte — wie sehr man sich dasselbe auch in Gedanken vervielfältige — als wahres Objekt erscheint, muſs auch jedem andern menschlichen Subjekte, das dieses Objekt nach allen Kategorieen erfahren hat, als das wahre Objekt erscheinen. Erscheinung muſs, wie die Kritik sich ausdrückt, nicht subjektive Wahrnehmung, sondern objektive Erfahrung zum Grunde haben; muſs, um es in ein einziges Wort zusammenzufassen, auf Kategorie gegründet seyn.

Es ist also klar, daſs in dem Begriffe einer *a priori* d. h. wesentlich und von oben herab bedingten Receptivität wenig-

stens kein Widerspruch liege. Daraus folgt nun freilich noch lange nicht, daſs die Sache sich wirklich so verhalte: denn von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit zu schlieſsen, ist allemal ein gewagter, ein von der Logik verbotner Sprung. Gesetzt jedoch, es verhielte sich nicht so, und der empirische Zusatz in dem obigen Groschen wäre von jeder Art der transcendentalen Bedingungen schlechterdings unabhängig, so würde daraus folgen, was schon in einer andern Instanz der Fall war, daſs wir unmöglich wissen könnten, wie wir mit unserm Geldbeutel daran wären. Was wir heute in Dukaten empfangen hätten, könnte sich morgen, wenn wir es wieder ausgeben wollten, unter unsern Händen in Kinderpfennige verwandeln: denn mit welchem Fug wollten wir es wohl dem Metallreiche, einem Gegenstande der äuſsern Wahrnehmung, zumuthen, sich nach den Regeln der Logik zu richten? Der Hylozoismus wäre unwiderlegbar, und

würde nicht ermangeln, auch hier seine Rolle zu spielen. — Oder, falls es uns etwa schicklicher däuchte, die Natur als ein Etwas zu denken, das wahrscheinlich nach der höhern Idee einer vorherbestimmten Harmonie dergestalt eingerichtet wäre, dafs es mit unsern Bedürfnissen mechanisch zusammen träfe: so würden wir uns unvermeidlich in einen Widerspruch stürzen, aus dem gar nicht herauszukommen wäre; wir würden unserm eignen Bewufstseyn widersprechen. Wir würden uns bewufst seyn, dafs wir mit allen unsern logischen Urtheilen, auf Gegenstände der wirklichen Erfahrung angewandt, die Modalität der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit verknüpfen; und in dem Systeme unsers Wissens erschiene gleichwohl die Möglichkeit der Erfahrung selbst als ein Gegenstand des blofsen Fürwahrhaltens, der sich unter den Satz des Widerspruchs gar nicht subsumiren liefse, und folglich alle Ansprüche

auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit ausschlösse.

Fänden wir hingegen, was wir glücklicher Weise in allem Ernste finden müssen, dafs unsre empirischen Gegenstände wirklich, und zwar nothwendig, an etwas gebunden sind, was, ob es gleich keinesweges zur Natur des Denkvermögens in eigentlicher Bedeutung gehört, dennoch von keinem empirischen Gegenstande weggedacht werden kann, ohne unserm ganzen Bewufstseyn zu widersprechen: so wäre das ein offenbares Geständnifs, dafs es transcendentale Bedingungen *a priori* gebe, die zur Natur unsrer Receptivität gehören. Nun läfst sich aber von jedem möglichen empirischen Gegenstande alles andre wegdenken, nur nicht Raum und Zeit. Wenn also Raum und Zeit nicht etwa Begriffe sind, die zur Natur unsers eigentlich so genannten Denkvermögens gehören, so müssen sie nothwendig

transcendentale Bedingungen *a priori* seyn.

Da ich nunmehr mit den Untersuchungen meines Philosophen so weit fortgerückt bin, dafs ich einen dem Denkvermögen zwar fremden, aber der Gesetzgebung des Verstandes unterwürfigen Boden, den Boden der möglichen Erfahrung, betreten habe; so befinde ich mich in einiger Verlegenheit, wie ich, bei dem Ziele, das ich meiner gegenwärtigen Abhandlung gesteckt habe, blofs die Theorie der Kategorieen darzustellen, von der in diese Theorie so tief eingreifenden Theorie des Raums und der Zeit nur gerade das Wesentliche herausheben, und meinen Lesern doch hinlänglich verständlich bleiben soll. Hoffentlich treffe ich einen Mittelweg, der für sie sowohl als für mich selbst der zweckmäfsigere ist, wenn ich aus der Theorie des Raums und der Zeit nur gerade den unbestrittensten Theil zur Anwendung bringe, diejenigen meiner Leser aber, die

sich von den Gründen derselben noch insbesondere zu belehren wünschen, auf das System selbst verweise, wo alles in seiner gehörigen Einheit beisammen steht.

Wie sehr die Streiter im Felde des Raums und der Zeit noch immer in ihren Meinungen von einander abweichen, so stimmen doch Alle darin überein, dafs kein Gegenstand auf die Sinne wirken könne, der nicht irgendwo und irgendwann existire. Alle sehen das Irgendwo und Irgendwann als eine nothwendige Bedingung an, die immer mitgedacht werden mufs, wenn von einem Gegenstande der Sinne die Rede ist. Nothwendige Bedingungen müssen ihren Grund entweder in unserm Denkvermögen, oder in etwas anderm haben. In unserm Denkvermögen kann das Wo und Wann seinen Grund schon darum nicht haben, weil es in keinem der Bedingungen, die wir im ersten Abschnitte vollständig aus der Natur des Denkvermögens entwickelt haben, enthal-

ten ist, oder sich daraus herleiten läſst. Das Wo und Wann der Gegenstände muſs folglich seinen Grund nothwendig in etwas anderm, als dem Denkvermögen haben.

Selbst der Idealist getraut sich nicht zu läugnen, daſs er bei seinen Vorstellungen äuſsrer Gegenstände an die Bedingungen des Raums und der Zeit gebunden sei. Der einzige Unterschied zwischen ihm und dem Realisten besteht darin, daſs Jener sowohl die sinnlichen als die nicht sinnlichen Gegenstände seines Denkens, und mit diesen Gegenständen zugleich die Bedingungen des Orts und der Zeit, für bloſse Vorstellungen hält, ohne sich auf die Frage einzulassen, woher die eine oder die andre Art der Vorstellungen ihren Ursprung habe; da hingegen der Realist den Grund von den Erscheinungen der Sinnenobjekte in etwas auſser sich sucht, wobei er es auch seinerseits, wenn er behutsam ist, dahin gestellt seyn läſst, ob dieser Grund der Erscheinung den Dingen

an sich selbst, oder der besondern Einrichtung unsrer Organe beizumessen sei. Daſs die Dinge an sich selbst den Erscheinungen zum Grunde liegen, aber nicht der unmittelbare Grund der Vorstellungen sind, die wir mit ihren Erscheinungen verbinden: das ist die Theorie der äuſsern Gegenstände, zu der sich der Transcendental-Philosoph bekennt.

Um uns daher erst reine Bahn zu machen, ehe wir weiter gehen, und uns doch auch nicht länger auf unserm Wege aufhalten zu lassen, als nöthig ist, merke ich zuförderst, was den Idealisten betrifft, den Umstand an, daſs ihm das Äuſsre wie das Innere eine bloſse Vorstellung sei. Nun kann aber weder der Idealist, noch irgend ein andrer Mensch in der Welt, sich als ein vorstellendes Subjekt erfahren, ohne sich der Succession seiner Vorstellungen bewuſst zu seyn: denn keine Vorstellung beharret neben und bei einer andern, sondern die eine folgt auf die andre. Damit

sich irgend Jemand einer Succession bewuſst werde, muſs etwas existiren, woran er zu zählen anfängt, und das währenden Zählens seine Stelle nicht zugleich mit dem successiven Zählen verändert, d. h. es muſs etwas Beharrliches existiren. Wenn mit dem Uhrzeiger zugleich das Zifferblatt, und alles andre an der Uhr, sich kontinuirlich herumdrehte, so würde nichts da seyn, woran man zu zählen anfangen und fortfahren könnte, und Zeitbestimmung durch Hülfe einer Uhr wäre ein Unding. Da nun aber das Beharrliche nicht in der Vorstellung existirt, weil alle Vorstellungen successiv sind, so muſs etwas auſser den Vorstellungen existiren, dessen Beharrlichkeit nicht zugleich mit der Succession der Vorstellungen aufgehoben werden kann. Es hängt z. B. von meiner Willkühr ab, ob ich meine Vorstellung jenes Hauses aufheben, und, indem ich dem Hause den Rücken zukehre, meine Gedanken auf einen andern Gegenstand

richten will. Aber es hängt nicht von meiner Willkühr ab, das Daseyn des Hauses aufserhalb meiner Vorstellung zugleich mit meiner Vorstellung des Hauses aufzuheben, und von der Beharrlichkeit desselben während des Wechsels meiner Gedanken ein Bewufstseyn zu haben, oder nicht zu haben. Der Idealist wird sich also der Succession seiner Vorstellungen, und mit ihr der Zeit selbst, folglich auch alles dessen was in der Zeit existirt, mithin auch seines eignen Ich, als eines Etwas in der Zeit, nur dadurch bewufst, dafs etwas Beharrliches aufser ihm, nämlich im Raume, existirt. Er ist also durch das Bewufstseyn seiner eignen successiven Vorstellungen widerlegt; ja er wird sich sogar seiner eignen Existenz in der Zeit erst dadurch bewufst, dafs etwas Beharrliches aufser diesen Vorstellungen existirt. *)

*) Das Ich denke, das alle unsre Vorstellungen begleitet, mufs von dem Ich, mit dem das

Nun frägt es sich aber, was zweitens den Realisten betrifft, ob dieses von uns erkannte Äufsere in den Dingen an sich selbst, oder nur in ihren Erscheinungen zu erkennen sei? Ich glaube in dem Vorhergehenden unwidersprechlich bewiesen zu haben, dafs wir es nicht in den Dingen an sich selbst erkennen können, weil wir den Begriff der Nothwendigkeit damit verknüpfen, und dieser Begriff der Nothwendigkeit von Bedingungen abhängt, die uns *a priori* beiwohnen müssen. Da sie nun, diese Bedingungen äufsrer Gegenstände, nicht unserm logischen Denkvermögen beiwohnen, und gleichwohl *a priori* gegeben sind, so bleibt nur der einzige mögliche Fall übrig, dafs sie unsrer Receptivität zum Grunde liegen, und folglich transcendental sind. Raum und Zeit sind die Be-

Bewufstseyn der Existenz in der Zeit schon verbunden ist, wohl unterschieden werden. Jenes kommt in jeder Vorstellung vor: aber es beharrt nicht aufser der Vorstellung.

dingungen, an die wir bei der Beurtheilung äufsrer Gegenstände nothwendig gebunden sind. Wir sind also, nach dem bisher Gesagten, durch die Natur unsers Bewufstseyns selbst gedrungen, sie für diejenigen transcendentalen Bedingungen *a priori* anzuerkennen, die allen äufsern, d. h. in der Natur des blofsen Denkens nicht begründeten, Gegenständen der Erkenntnifs zum Grunde liegen.

Raum und Zeit sind unserm Bewufstseyn beharrlich gegenwärtige Objekte, die wir uns unter den Prädikaten der unendlichen Ausdehnbarkeit und der unendlichen Theilbarkeit denken. Wie es möglich sei, dafs sie solche Objekte seyn können, begreifen wir nicht. Dafs es aber für uns von absoluter Nothwendigkeit sei, an diesen ihren Grundbestimmungen kein Pünktchen in Gedanken zu ändern, erkennen wir in allen den Fällen, wo wir uns von unsern Handlungen des Messens und Zählens mathematische Rechenschaft geben.

Wir sind unumgänglich an die Bedingung gebunden, uns den Raum als eine Sphäre, die sich der Länge, Breite und Tiefe nach ins Unendliche erstreckt, die Zeit hingegen unter der einfachen Dimension einer Länge, die nie ein Ende nimmt, vorzustellen. In den Raum setzen wir alle Gegenstände unsrer Sinne, die uns unter dem Prädikate der Ausdehnung erscheinen, und in die Zeit alle Gegenstände der Erfahrung überhaupt, sofern wir sie in successive Vorstellungen umprägen, und dem Ich denke aneignen.

Unter diesen, theils von der uns unbekannten Natur der Dinge an sich selbst, theils von der Natur unsers Denkvermögens unabhängigen, und folglich transcendentalen, Bedingungen erscheinen uns alle Gegenstände der Anschauung als solche, die irgend einen Raum, und alle Gegenstände der Empfindung als solche, die irgend eine Zeit erfüllen. Sinnenobjekte nämlich können uns nur dadurch erkennbar

werden, daſs sie Eindrücke auf unsre Sinne machen. Der unmittelbare Gegenstand, der uns in der äuſsern Wahrnehmung als die Ursache eines Eindrucks erscheint, ist in unserm Bewuſstseyn von der Wirkung selbst unterschieden. Jener ist Anschauung, d. h. irgend etwas im Raume: diese ist Empfindung, d. h. irgend etwas im innern Sinne. (Ich anticipire hier Manches, was erst in der Folge verständlicher wird, um desto bestimmter erklären zu können, was die Kritik unter Anschauung und Empfindung verstehe). Die Wahrnehmung des Geschmacks einer Erdbeere, der sich auf der Zunge, und die Wahrnehmung eines Rosendufts, der sich durch das offne Fenster ins Zimmer verbreitet, ist so gut eine Anschauung, als ob ich beide durchs Mikroskop betrachten könnte: das Bewuſstseyn ihrer Wirkung auf meine Empfindung kann aber im inneren Sinne, in dem überhaupt alle Empfindungen zum Bewuſstseyn gelangen, nur durch Begriffe unter-

schieden werden, indem ich die Einheit derselben dort als Erdbeerengeschmack, hier als Rosenduft denke. Sofern der Rosenduft eine Anschauung ist, erfüllt er irgend einen mefsbaren Raum; sofern er eine Empfindung des innern Sinnes ist, erfüllt er irgend eine mefsbare Zeit. Da nun Raum und Zeit Bedingungen *a priori* sind, die allen Menschen auf einerlei Art immer gegenwärtig bleiben, so müssen auch Gegenstände, vorausgesetzt, dafs sie irgend einen Raum, irgend eine Zeit erfüllen, eben durch den Raum und die Zeit, die von ihnen erfüllt sind, für alle Menschen auf einerlei Art bestimmbar, folglich allgemeingültige Gegenstände, folglich Gegenstände der möglichen Erfahrung seyn. Ich sage allgemeingültige: ihre Gültigkeit läfst sich durch keine National-Dekrete zu Gunsten revolutionärer Grundsätze umstofsen; der Franzose wie der Engländer, der Grönländer wie der Neger, der Morgenländer wie der Abendländer,

wir alle sammt und sonders stehen in Ansehung ihrer fortdauernd unter der nämlichen Kategorie, und zu einer General-Vernunft-Umwälzung ist uns alle Hoffnung abgeschnitten. Ich sage empirisch mögliche: Jedermann muſs sie erfahren, der die Erfahrungsgesetze richtig auf sie anwendet. Ob sie allgemeingeltende, ob sie Gegenstände unsrer wirklichen Erfahrung sind, das ist eine Frage, die nicht die Objekte der Beurtheilung, sondern die falsch oder wahr urtheilenden Subjekte angeht.

Wenn wir daher die Bedingungen unsers Denkvermögens, so wie wir sie im ersten Abschnitte aus der logischen Einheit des Bewuſstseyns entwickelt haben, durch die Bedingungen unsrer Receptivität, d. h. durch die Bedingungen des Raums und der Zeit näher bestimmen, so ist klar, daſs diese näher bestimmten logischen Begriffe zugleich Bedingungen (Regeln, Obersätze, Grundsätze, Gesetze, Principien) der Erfahrung werden. So lange sie weiter nichts

als logische Begriffe waren, konnten sich nur Subjekte des bloſsen Denkvermögens unter sie subsumiren lassen. Jetzt da sie zugleich durch die transcendentalen Bedingungen des Raums und der Zeit bestimmt sind, erweitern sie sich, als Kategorieen, über alle Gegenstände einer möglichen Erfahrung. Was wir durch die allgemeine Logik bestimmen, sind immer nur unsre Gedanken. Was wir durch die transcendentale Logik bestimmen, sind Naturobjekte, sofern sie in Raum und Zeit gegeben sind.

Das Wort Kategorie ist ein klassischer Ausdruck, der sich von der gerichtlichen Procedur bei einem Atheniensischen Untersuchungsprocesse herschrieb, und lediglich, wie auch noch heutiges Tages der Fall ist, die *quaestionem facti* betraf. Ich weiſs nicht, ob Aristoteles etwa kurz vorher, als er dieſs glückliche Kunstwort erfand, einen besondern Beruf gehabt hatte, über die Formalitäten nachzudenken, mit

denen sich zu seiner Zeit die Heliäa und das Prytaneum beschäftigten. Für uns kann es keine Bedenklichkeit haben, uns auf einige Augenblicke in einem wohlgeordneten Gerichtshofe umzusehen.

Der parteilose Richter eines Kriminalprocesses geht von dem Grundsatze aus, daſs ihm das Deliktum nur in sofern bekannt seyn könne, als es sich aus den Antworten auf seine rechtlichen Fragen ergiebt. Seine Fragen sind die Kategorieen des beleidigten Gesetzes, und die Antworten des Beklagten, der Zeugen u. s. w. sind der genetische Gegenstand, der, indem er sich in dem Bewuſstseyn des Richters erzeugt, zugleich unter die Kategorieen subsumirt wird. — Um das Gesetz mit strenger Gerechtigkeit zur Anwendung zu bringen, muſs erstlich die Gröſse des Verbrechens bestimmt seyn: der Richter muſs die mannichfaltigen Data desselben auf ein bestimmbares Quantum der Gesetzwidrigkeit zurückführen. — Zwei-

tens ist die Qualität des gegebnen Falles zu untersuchen: ob die Einheit desselben in Mord oder Todtschlag, in Diebstahl oder Felonie bestehe. — Drittens frägt sichs, wie sich der gegebne Fall auf die Persönlichkeit des Beklagten beziehe: kategorisch, wenn ausser ihm kein Andrer in die Sache verwickelt ist; hypothetisch, wenn das Deliktum nicht ganz verstanden werden kann, ohne noch auf andre dabei interessirte Personen Rücksicht zu nehmen; disjunktiv, wenn das Verbrechen unter eine Gemeinschaft von handelnden Personen wechselseitig vertheilt ist. — Sind nun endlich alle bei der Sache eintretende Umstände unter ihre Kategorieen subsumirt, und ist das Faktum durch die Zusammenfassung aller dieser Handlungen des Urtheilens ein durchgängig bestimmter gerichtlicher Gegenstand geworden, so bleibt noch eine vierte Frage übrig, die der Richter an sich selbst thut: ob er sich nämlich in seinem Gewissen redlich und

wahr bewufst sei, keine problematischen Data assertorisch niedergeschrieben zu haben, und er folglich, weil alles assertorisch bestimmt ist, mit apodiktischer Überzeugung in der Sache erkennen könne, was Rechtens ist.

Wie der Richter in der hier beigebrachten Instanz eines Inquisitionsprocesses verfährt, so verfährt der menschliche Verstand überhaupt, indem er die gesetzlichen Bedingungen, die aus der primitiven Form eines Urtheils entspringen, als so viele Kategorieen einer rechtlichen Erkenntnifs, auf Realobjekte der Erfahrung anwendet. Niemand überrede sich, den wahren Zusammenhang einer Sache, es sei in der Sinnenwelt, oder in der moralischen Welt, erfahren zu haben, so lange er noch nicht vermögend ist, die Data derselben mit eben der Bestimmtheit unter die Kategorieen zu subsumiren, wie dieser aufmerksame, gewissenhafte, und rechtserfahrne Richter.

Jeder empirische Gegenstand der Wahrnehmung ist als ein Naturfaktum zu betrachten, das vor dem Gerichtshofe des Naturverstandes abgeurtheilt wird. Die Überzeugung des letztern von der objektiven Realität des erstern hängt von den Antworten ab, welche ihm die Receptivität, die, als das beharrliche Substrat alles dessen, was in ihr vorgeht, und als der transcendentale Gegenstand des Denkvermögens selbst, allemal, wo es auf Thatsachen ankommt, zuerst abgehört werden muſs, auf seine Fragen zu geben hat. Sind ihre Antworten so genau abgefaſst, daſs sich bestimmte logische Begriffe damit verbinden lassen, so ist das Faktum von nun an das stehenbleibende Subjekt eines Urtheils, mit dem Jedermann, der über den nämlichen Gegenstand urtheilen will, nothwendig die nämlichen Prädikate verbinden muſs, wofern sein Urtheil die erforderliche subjektive (logische) und objektive (empirische) Wahrheit haben soll.

Oder, um die Allegorie fahren zu lassen, was uns die Sinne von den Gegenständen aufser uns darbieten, sind immer nur Data von Begebenheiten, die sich in der Natur zutragen, Data, deren Realität von uns nur dadurch erkannt werden kann, dafs sich in unserm Bewufstseyn ein stehenbleibender Gegenstand erzeugt, mit dem wir bestimmte Begriffe, als so viele Prädikate eines logisch wahren Urtheils verbinden, und den wir uns nach allem dem, was wir unter dieser zwiefachen Beziehung selbst für ihn gethan haben, mit voller Rechtsgültigkeit als den unsrigen zueignen können. Das Naturfaktum mufs die Gestalt, Figur, und Form eines uns angehörigen Objekts angenommen haben, mufs durch die uns *a priori* beiwohnenden Bedingungen des Raums und der Zeit für unser ganzes Bewufstseyn so unabänderlich und beharrlich bestimmt, mufs in die *a priori* erkennbare Natur eines logischen Subjekts so innig und wesentlich

übergegangen seyn, daſs jeder Andre, der sich des nämlichen Gegenstandes bewuſst wird, in seiner Beurtheilung desselben an die nämlichen Bestimmungen, wie wir selbst, gebunden sei. Nur unter dieser Bedingung können wir sagen, daſs uns ein reeller Gegenstand gegeben ist, der alle willkührlichen, erdichteten, oder hinzugedachten Nebenbestimmungen ausschlieſst.

So ist z. B. die Sonne eine Natur-Erscheinung, die zu allerlei Wahrnehmungen und Kombinationen Anlaſs giebt. Der Eine kann bemerken, daſs sie Morgens im Osten auf-, Abends im Westen untergehe; der Andre, daſs sich die Jahreszeiten nach ihrem Gange richten; der Dritte, daſs sie mit dem Monde in gleicher Weite von der Erde abstehe; der Vierte, daſs sie am Horizonte gröſser, als im Zenith sei, u. s. w. Alle diese Wahrnehmungen haben ihre vollkommene Richtigkeit; der Gelehrte, wie der Bauer, müſste seinen Sinnen nicht mehr trauen, wenn ihm die Sache anders

schiene. Wie geht es aber zu, daſs sie demunerachtet alle falsch sind? Kann das System mehr gelten, als der Augenschein? Warum unterscheiden wir unsre Wahrnehmungen von unsern Erfahrungen? nennen jene Schein, diese Erscheinung? — So auch in jedem andern gegebnen Falle. Ein Haus ist ein Gegenstand, bei dem eine Menge Wahrnehmungen, Leidenschaften, Täuschungen der Einbildungskraft u. s. w. ins Spiel kommen können. Als stehenbleibendes Subjekt eines Urtheils wird es ein Faktum in der Natur der Dinge, das nothwendig erst unter die Kategorieen der Quantität, Qualität, Beharrlichkeit, Veränderlichkeit, Kausalität, Gemeinschaft u. s. w. subsumirt werden muſs, ehe man sich auf seine Erfahrung von einem solchen Gegenstande berufen kann. Der Fall muſs, wie ich gleich Anfangs sagte, die Natur eines logischen Untersatzes im Verhältnisse zu seinem Obersatze angenommen haben; er muſs abgemessen, abge-

wogen, abgeurtheilt seyn: dann aber ist er auch ein Reales, das mit dem synthetisch angewandten Satze des Widerspruches steht und fällt.

Nicht alle Begriffe, die wir mit den Erscheinungen der Dinge verbinden, sind Verstandesbegriffe. Die Einbildungskraft idealisirt die Gegenstände unter ganz andern Prädikaten, als unter denen der Verstand sie realisirt: sogar die Vernunft hat ihre transcendenten Begriffe, die gar zu gern auf objektives Wissen Anspruch machten, ob sie gleich nach genauerer Erwägung der Sache mit einer viel bescheidnern Ehrenstufe, nämlich der subjektiven Gültigkeit des Fürwahrhaltens, zufrieden seyn müssen. An der andern Seite weigern sich aber auch oft die Erscheinungen, sich unter bloſse Verstandesbegriffe zu subsumiren: sie wollen aus einem höhern Gesichtspunkte, als den der Mechanismus der Natur an die Hand giebt, sie wollen unter der Form

der Zweckmäſsigkeit, einer Idee, die nicht dem Verstande, sondern der Vernunft angehört, beurtheilt seyn. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, mehr darüber zu sagen. Voritzt kehre ich zu den Kategorieen zurück, mit denen ich es hier zunächst zu thun habe.

In jedem Erfahrungsurtheil kommen, wie wir uns zur Gnüge überzeugt haben werden, zwei Bedingungen zusammen, die nothwendig erst mit einander vereinigt seyn müssen, ehe irgend etwas für uns Erfahrung seyn kann: eine transcendentale, nach der einem jeden Verstandesbegriffe, wenn er objektive Gültigkeit haben soll, nothwendig ein Gegenstand in Raum und Zeit entsprechen muſs; und eine logische, nach der ein jeder Gegenstand, der irgend einen Raum, irgend eine Zeit erfüllt, auf Verstandeseinheit *a priori* zurückzuführen ist, ehe er als ein unserm Bewuſstseyn angehöriger und von uns

erkennbarer Gegenstand gedacht werden kann.

Und so entstehen denn eben so viele durch Raum und Zeit bestimmte Kategorieen oder Bedingungen der Erfahrung, als wir vorher Arten der Einheit aus der primitiven Form eines Urtheils entwickelten.

I. Der Begriff der Quantität, durch Raum und Zeit bestimmt, ist Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit. Der Begriff selbst drücket allemal eine quantitative Einheit aus, die, auf Raum und Zeit angewandt, eine numerische Einheit wird. Der Gegenstand aber, der durch diesen Begriff gedacht werden soll, muſs, weil er im Raume existirt, eine Gröſse der Ausdehnung, und weil er in der Zeit und zugleich im Raume existirt, eine zählbare und meſsbare Gröſse haben.

Die Logik weiſs nichts vom Zählen und Messen. Der Begriff der Gröſse ist ihr weiter nichts, als ein Vergleichungsbegriff, durch den die Subjekte beurtheilt

werden, je nachdem sie einer allgemeinen Form mehr oder weniger fähig sind. Durch die individuellen Eigenschaften der Zeit und des Raums, die ihr ihre Schwester-Wissenschaft, die reine Mathematik, *à priori* an die Hand giebt, erweitert sich der logische Begriff der Gröfse zu einem Begriffe von Zahl und Mafs. Da nun durch diesen synthetisch *a priori* erweiterten Verstandsbegriff der Gröfse eine Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit gedacht wird, so kann auch nie ein Mannichfaltiges in Raum und Zeit durch den Verstand auf- und zusammengefafst werden, das sich nicht unter eben den Bestimmungen, unter denen es der Verstand synthetisch zusammengefafst hat, auch wieder in seine Theil-Einheiten auflösen, d. i. messen und zählen liefse. Dafs es sich messen läfst, ist schon daraus klar, weil der Raum gar keine andere als Raumtheile hat; woraus von selbst folgt, dafs alles, was im Raume erscheinen soll, einen

Raum erfüllen, oder ein Mannichfaltiges von Raumtheilen seyn müsse. Daſs aber ein Gegenstand, der sich durch irgend einen Raum ausdehnt, sich zugleich durch irgend eine Zeit, obgleich in einer ganz andern Bedeutung, ausdehnen müsse, ergiebt sich daher, weil wir uns der Gegenstände nur durch unsre Vorstellungen bewuſst werden: wenn also alles, was in dem räumlichen Gegenstande gegeben ist, zugleich ein Gegenstand des Bewuſstseyns werden soll, so muſs das Mannichfaltige desselben sich nothwendig durch eine Reihe von Vorstellungen ausdehnen, die irgend eine Zeit erfüllen. Jede Zeitgröſse ist eine Vielheit von Momenten, die, in irgend eine der Natur des Denkvermögens analoge Einheit zusammengefaſst, eine Zahl ausmachen. Folglich muſs die Einheit eines in Raum und Zeit gegebenen Mannichfaltigen, sofern das Mannichfaltige in den Verstandesbegriff einer bestimmbaren Zeit- und Raumgröſse zusammen

gefaſst und wieder aufgelöst wird, eine numerische seyn.

In jedem durch Einheit bestimmbaren, eine Raum- und Zeitgröſse erfüllenden Mannichfaltigen muſs sich daher auch etwas vorfinden, was sich entweder unter ein einzelnes, oder unter ein pluratives, oder unter ein allgemeines Urtheil subsumiren läſst, und den drei Begriffen der numerischen Einheit, Vielheit oder Allheit entspricht: z. B. ein Blumenstrauſs; viele Blumen zu einem Strauſse; alle Blumen aus einem Strauſse.

Grundsatz der Quantität. Alle Anschauungen sind extensive Gröſsen. Beweis. Alle Anschauungen existiren in Raum und Zeit. Was im Raume existirt, muſs einen Raum erfüllen. Was einen Raum erfüllt, muſs selbst ein räumlicher Gegenstand, folglich ausgedehnt seyn. Es muſs aber auch eine Gröſse haben. Denn wo ein Mannichfaltiges unter die Einheit eines Begriffs zusammen-

gefafst wird, da ist Gröfse. Folglich hat jede Anschauung, sie mag nun einzeln, oder in der mehrern Zahl, oder als Allheit gegeben seyn, eine extensive Gröfse.

Durch diesen Grundsatz wird erstlich der Boden der möglichen Erfahrung von gewissen innern Sehern gereinigt, die bisher in der Natur der Dinge Subjekte unter allerlei Namen und Prädikaten auftreten liefsen, denen sie eine Stelle im Raume anwiesen, ohne durch sie einen Raum erfüllen zu lassen. Zweitens wird die ganze anschauliche Natur zugleich ein Gegenstand der Mathematik: alle empirische Anschauungen werden Raum- und Zeitgröfsen, die sich messen und zählen lassen. Drittens werden alle Naturdinge, als mefsbare Anschauungen, rein synthetische Subjekte der logischen Beurtheilung, deren Wahrheit sich durch den Satz des Widerspruchs ausmitteln läfst, und sich eben dadurch zu dem Range der nothwendigen und allgemeingültigen Wahrheiten erhebt.

II. Der Begriff der Qualität, durch Zeit und Raum bestimmt, ist Einheit, sofern die Mannichfaltigkeit davon weggedacht wird. Der Begriff selbst drückt die Einheit eines Merkmals aus, und der synthetische Gegenstand, der dieser Einheit eines Merkmals entsprechen soll, muſs ein Reales *) in Raum und Zeit seyn, z. B. die Röthe einer Rose.

Wenn an einem Gegenstande in Raum und Zeit alles Mannichfaltige weggedacht wird, so bleibt von der Materie desselben nur die bloſse Form übrig. Unter der vorigen Kategorie ward die Materie des anschaulichen Gegenstandes so weggedacht, daſs nur die Form der Ausdehnung, näm-

*) Die Kritik stellt den Begriff der Realität, so wie den der Materie, der Substanz, der Kausalität, der Veränderung u. s. w. bloſs auf, ohne seine objektive Einheit in der Raum- und Zeiterfüllung zu bestimmen, weil diese Bestimmung in die Metaphysik gehört, wo sie durch die nähere Erörterung der Prädikabilien erst verständlich wird.

lich der bloſse meſsbare Raum, übrig blieb. Unter der Kategorie der Qualität wird mit dem Mannichfaltigen der Materie auch noch das Mannichfaltige der Extension weggedacht, und es bleibt also nur die bloſse Form einer Zeit übrig, deren wir uns als einer gegebnen Zeit bewuſst sind. Bewuſstseyn von etwas Gegebnem ist Wirkung eines Eindrucks, den das Gegebne auf unsre Sinne macht, d. h. Empfindung. Eine Empfindung enthält also gerade nur so viel, als zu einem Merkmale dienen kann, daſs etwas gegeben sei; und wenn dieses Merkmal eine für Jedermann gültige Einheit eines Begriffs werden soll, so muſs es durch diejenige Form der Zeit zu bestimmen seyn, deren wir uns in der gegebnen Empfindung bewuſst sind. *)

*) Wir unterscheiden unsre Empfindungen durch Begriffe, z. B. stechend, schneidend, ziehend, bitter, laut, hell u. s. w., aber wir bestimmen sie nach Graden der Schwäche und Stärke, z. B. sehr laut, sehr bitter u. s. w. Der

1) Entspricht die Materie unsrer Empfindung der Einheit eines Merkmals, z.B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein ist — alt; so sagt das Urtheil in Beziehung auf die logische Form Bejahung, und in Beziehung auf die transcendentale Form Realität aus. Wir sind uns einer Wirkung des Gegenstandes auf unsern Geschmack bewufst, die mit dem in dem Prädikate aufgestellten Merkmale als eine wahre und für Jedermann erkennbare Realität übereinstimmt.

2) Entspricht die Materie der Empfindung dem Merkmale nicht, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein — ist nicht — alt; so verneinen wir das Merkmal des Alters, beides in logischer und transcenden-

Blindgeborne des Cheselden verglich die Scharlachfarbe mit dem Schall einer Trompete; er mafs mit vieler Aufmerksamkeit die Realität der Farbe und des Schalls nach der Kraft ab, mit der beide auf die Empfindung seines innern Sinnes wirkten.

taler Beziehung. Der gegebne Rheinwein kann jede andre Qualität haben, nur die bestimmte Qualität, ein alter Wein zu seyn, hat er nicht, und so mufs ihn auch jeder Andre finden.

3) Entspricht die Materie der Empfindung zwar dem Gattungsbegriffe des aufgestellten Merkmals überhaupt, aber so, dafs sie einem der Theilbegriffe ausdrücklich widerspricht, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein ist — zwar alt, aber kein hundertjähriger; so wird nicht die Kopula, sondern nur das Prädikat durch die Verneinung afficirt, und die Materie der Empfindung hat diejenige wahre und allgemeingültige Realität, die mit dem Merkmale des Alters überhaupt, nur nicht mit dem Merkmale eines hundertjährigen Alters übereinstimmt, d. h. wir sind uns der Realität limitativ bewufst.

Grundsatz der Qualität. I n a l l e n E r s c h e i n u n g e n h a t d a s R e a l e, w a s e i n G e g e n s t a n d d e r E m p f i n d u n g

ist, intensive Gröfse (einen Grad der Realität). Beweis. Empfindung ist das Bewufstseyn eines Eindrucks, den etwas entweder von aufsen oder von innen her auf unsre Sinnlichkeit macht: also etwas dem empfindenden Subjekte, nicht dem Objekte Inhärirendes. Es wird folglich durch die Empfindung auch nichts in dem Objekte aufgefafst und zusammengefafst; *) sie hat daher auch keine extensive Gröfse. Da sich aber doch die Empfindung auf ein Objekt bezieht, in wie fern wir uns einer zu- und abnehmenden Zeiterfüllung in derselben bewufst sind; da ferner, vermöge der unendlichen Theilbarkeit der Zeit, kein Zeittheil der kleinste seyn kann,

*) Eine Empfindung kann nicht, wie eine Anschauung, successiv erzeugt werden: denn sie ist ein Bewufstseyn; und ein Bewufstseyn ist schon gleich in dem ersten Momente ein Bewufstseyn. Das hindert aber nicht, dafs dieses einfache Bewufstseyn einen Inhalt haben könne, der gradweise stärker und schwächer werden kann.

und also jede Zeiterfüllung eine Vielheit von Momenten enthält, die, in eine einzige Empfindung aufgefafst, dem Begriff der Gröfse entspricht; da endlich diese Gröfse nicht extensiv durch das Mannichfaltige des Objekts, sondern intensiv durch die Vielheit der Momente erzeugt wird: so folgt, dafs jede Empfindung, in Beziehung auf das Reale, was ein Gegenstand derselben ist, eine intensive Gröfse habe, d. h. die Wahrnehmung des Gegenstandes vermittelst der Empfindung hat einen Grad der Zeiterfüllung, durch den die Realität des Eindrucks selbst bestimmbar wird.

Durch diesen Grundsatz werden sogar unsre subjektiven Empfindungen Gegenstände einer objektiven oder allgemeingültigen und nothwendigen Beurtheilung, indem wir von der Materie der Empfindung nur die blofse Form der Receptivität bestimmen, die uns Allen auf einerlei Art beiwohnet. Jeder gegebne Gegenstand wird nach dem Grade der Realität, womit

er auf die Sinnlichkeit wirkt, empfunden: und jeder Grad der Empfindung ist eine Zeitgröſse, die der Gröſse dieser empfundnen Realität entspricht.

III. Der Begriff der Relation, durch Raum und Zeit bestimmt, ist Verbundenheit des in Raum und Zeit existirenden Verschiedenartigen. Der Begriff selbst drückt ein Seyn aus, und der synthetische Gegenstand desselben ist ein Daseyn.

Durch die beiden vorigen Kategorieen wurden Anschauungen und Empfindungen als reinsynthetische Subjekte nach dem Satze des Widerspruchs beurtheilt. In den Kategorieen der Relation und der Modalität ist nur von der Beziehung der Kopula auf Dinge in Raum und Zeit, also weder vom Messen noch vom Zählen die Rede. Wenn der Arzt durch eine Indikation ausgefunden hat, daſs der blassen Gesichtsfarbe eines Kindes ein Krankheitsstoff zum Grunde liegen müsse, so ist er noch weit davon entfernt, diesen

Krankheitsstoff unter der Form einer Anschauung oder einer Empfindung zu erkennen: er weiſs nur, daſs der Gesundheitszustand des Kindes sich verschlimmert hat, und daſs dieſs eine bestimmte Ursache haben müsse. Die Krankheit, als Wirkung einer Ursache, kann er weder ausmessen, noch berechnen: nicht sie, sondern nur ihr Daseyn*) ist der Gegenstand seiner Erfah-

*) So erkennen wir das Daseyn der Dinge an sich selbst, ob wir gleich die Dinge an sich selbst auf keine Weise erkennen können. Und in der raumerfüllenden Materie erkennen wir das Daseyn einer allgemeinen Anziehungskraft u. s. w., ob wir gleich von den bewegenden Kräften an sich selbst und ihrer innern Wirkungsart nicht den mindesten Begriff haben. Man braucht sich nicht erst durch eine sogenannte Real-Definition von der Kraft des Magnets, oder durch eine tiefsinnige Untersuchung: ob der Magnet das Eisen durch Häkchen, oder durch Klappen und Wirbel an sich ziehe? legitimirt zu haben, um mit der Behauptung hervorzutreten, daſs eine anziehende Kraft in der Natur der Dinge existire u. s. w. S. weiter unten den Grundsatz der Wirklichkeit.

rung. Eben so wenig kann er sich rühmen, zu wissen, wie der Krankheitsstoff, z. B. ein Bandwurm, solche Wirkungen in dem animalischen Körper verursache: er kann höchstens nur wissen, daſs der Bandwurm da, und daſs er die Ursache der Krankheit sei. Selbst auf den Fall, wenn er diesen Gegenstand wirklich vor sich hätte, würde er ihn durch die Kategorieen der Relation und Modalität doch nimmermehr als eine Anschauung oder Empfindung beurtheilen können; das müſste durch die Kategorieen der Quantität und Qualität geschehen, und würde dann nichts von Ursache oder Wirkung aussagen. Er würde den Gegenstand nach allen drei Dimensionen ausmessen; er würde Versuche mit demselben anstellen, um neue Merkmale zu entdecken, woran man seine Realität erkennen könne. Wie aber die Kräfte thierischer Körper sich nothwendig zu einander verhalten müssen, um Ursache und Wirkung einer gegebnen

Krankheit zu seyn, das ist und bleibt eine Frage, die durch die Kategorieen der Quantität und Qualität nicht zu beantworten steht.

Was den Kategorieen der Relation und Modalität von Seiten des Messens und Zählens abgeht, wird indefs reichlich durch den fast gränzenlosen Umfang ersetzt, den die Gesetzgebung des Naturverstandes durch sie gewinnt. Nicht nur die mathematische Natur, wenn ich mich so ausdrücken darf, sondern auch die organische und animalische, ja selbst die geistigen Handlungen unsrer Vernunft, unsers theoretischen Denkens, unsers praktischen Wollens, sofern sie eine Zeit erfüllen — alles, was da ist, da war, da seyn wird, wie zufällig es auch in jeder andern Rücksicht dem Naturverstande erscheinen möge, tritt als ein Seyn in der Zeit unter die Kategorieen der Verhältnisse in einer möglichen Erfahrung. Wir können durch keine einzige Kategorie bestimmen, worin

die angenehme oder shöne Realität eines Kopfputzes, oder worin die vernünftige Zweckmäſsigkeit einer Fliege und einer Spinne u. s. w. bestehe. Wir können aber durch die Kategorie der Kausalität mit zureichendem Grunde und bis zur höchsten Evidenz eines Widerspruchs beweisen, daſs der schöne Kopfputz sich zu der Krankheit der schönen Braut, die sich an ihrem Ehrentage mit einem nicht so schönen Kopfputze begnügen muſste, wie Ursache und Wirkung verhalte; und wir können mit apodiktischer Gewiſsheit vorhersagen, daſs die Fliege ein Raub der Spinne seyn werde, wenn uns nur das bloſse Daseyn der Ursache, aber dieses Daseyn ganz, gegeben seyn wird. Die *a priori* durch die reine Form der Zeit bestimmbare Synthesis in irgend einem möglichen Subjekte unsrer Beurtheilung, vorausgesetzt, daſs uns diese Synthesis in der That gegeben, nicht bloſs aufgegeben sei, ist ein für unser ganzes Be-

wuſstseyn vollkommen zureichender Grund, den Satz des Widerspruchs auf die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung eines solchen Subjekts mit einem solchen Prädikate anzuwenden, und das Seyn eines logischen Urtheils auf ein Daseyn in der Natur zu erweitern — welches gewiſs nicht wenig sagen will.

1. Entspricht der empirische Fall der Form eines kategorischen Urtheils, z. B. in dem Urtheile: das Beharrliche in der Natur wird nur vermittelst seiner Accidenzen (Himmel, Erde, Meer, Länder, Städte, Häuser u. s. w.) wahrgenommen — so drückt das Subjekt den *a priori* synthetischen Begriff der Substanz aus, deren Daseyn in Raum und Zeit, bei aller Wandelbarkeit ihrer äuſsern Erscheinungen, sich gleichwohl durch den Grundsatz der Substanzialität kategorisch erkennen läſst. Was in diesen Gegenständen nicht erscheint, und doch ihnen allen absolut beharrlich zum Grunde liegt, muſs unter den Begriff

der Substanz, was hingegen bald so, bald anders, bald mehr oder weniger beharrlich erscheint, muſs unter den Begriff der Accidenz subsumirt werden. Das Beharrliche eines Hauses ist das Substanzielle an demselben: allein daſs dieſs Substanzielle gerade ein Haus geworden ist, muſs für accidentell erkannt werden. Das letztere ist als ein Prädikat, wodurch das Ganze bald so bald anders bestimmt wird, dem erstern, als dem absolut beharrlichen Subjekte, ganz ungleichartig, und beide sind doch durch einen einzigen Akt der Beurtheilung im Verstande verknüpft.

2. Entspricht der empirische Fall der Form eines hypothetischen Urtheils, z. B. in dem Urtheile: wenn Dampf allemal die Wirkung des Feuers ist, so müssen auch die Töplitzer Dampfbäder vom Feuer herrühren — so haben Ursache und Wirkung, nach dem Grundsatze der Kausalität, das nämliche Verhältniſs in der Zeit, was Grund und Folge im Verstande haben; die

erstre geht vor der letztern nothwendig vorher. Niemand sieht freilich einem Dampfbade an, ob es den Grund seines Dampfs in sich, oder aufser sich in etwas Anderm habe, und ob es daher nicht eben so gut unter die Form eines kategorischen, als eines hypothetischen Urtheils gebracht werden könne. Aber es macht einen sehr wesentlichen Unterschied in der Art der Erkenntnifs, ob eine Wahrnehmung vor einem Erfahrungsbegriffe vorhergeht, oder darauf folgt. Wer den Rauch darum für die Ursache des Feuers, und nicht umgekehrt das Feuer für die Ursache des Rauchs hält, weil ihm die Erscheinung des Rauchs über dem Hause früher zu Gesichte kommt, als die Erscheinung des Feuers im Innern des Hauses, der ist in seinen Erfahrungen vom Feuer noch weit zurück, und kann allenfalls auch wohl befugt seyn, die Töplitzer Dampfbäder, unter der Form eines kategorischen Urtheils, für das beharrliche Substrat ihres eigenen Dampfs zu halten.

Ich werde aber bald zeigen, daſs eine Subsumtion unter ein kategorisches Urtheil nach einem ganz andern Grundsatze geschehe, als wenn die Urtheilskraft unter ein hypothetisches subsumirt.

3. Entspricht der empirische Fall der Form eines disjunktiven Urtheils, z. B. in dem Urtheile: ein jedes Subjekt im Staate ist entweder Gesetzgeber, oder Unterthan — so stehen die eingetheilten Glieder dieses Ganzen, ihrem Daseyn in der Zeit nach, im Verhältnisse der Wechselwirkung; das Seyn der einen Voraussetzung schlieſst das Seyn der andern, das Daseyn des einen Gliedes schlieſst das Daseyn des andern in dem nämlichen Falle aus, und beide zugleich sind, nach dem Grundsatze der Gemeinschaft, die Ursache von dem Daseyn des Ganzen. Ist der Bürger eines gegebnen Staats zugleich integrirendes Glied der Gesetzgebung, so kann er in eben dem Falle, wo er seine Stimme als Gesetzgeber giebt, nicht zugleich Unterthan seyn; und ist er

der Übertreter des Gesetzes, der nach dem Gesetze gerichtet werden soll, so kann er in eben dem Falle, da er das Gesetz übertreten hat und gerichtet wird, nicht zugleich Gesetzgeber seyn. Ehe ein Gesetz gegeben werden kann, muſs er seine Einwilligung zu dem Gesetze geben; und ehe er nach dem Gesetze gerichtet werden kann, muſs er unter das Gesetz subsumirt seyn. Das Gesetzgeben und das Gehorchen muſs sich in einem Zustande der Wechselwirkung und der Gemeinschaft befinden, ehe ein Ganzes eines Staats von der vorausgesetzten Art existiren kann.

Aus den drei Momenten der Relation, die ich hier zergliedert habe, entspringen drei verschiedne Grundsätze oder Naturgesetze, da hingegen aus jeder der beiden vorigen Kategorieen nur ein einziges Gesetz entsprang. Der Grund davon ist, weil in den Kategorieen der Quantität und Qualität immer nur Eine Art der

Verknüpfung möglich ist, nämlich die kategorische, in den Kategorieen der Relation und Modalität hingegen eben so viele Arten der Verknüpfung als Momente gegeben sind. Ob ich unter einen quantitativen Begriff ein, oder mehrere, oder alle Subjekte subsumire, ob ich ein Subjekt mit einem Prädikate bejahend, oder verneinend, oder limitirend verknüpfe, macht in der Art der Verbundenheit selbst keinen Unterschied: das Verhältnifs des Subjekts zum Prädikate ist in allen diesen Fällen gleich kategorisch bestimmt, und die Wahrheit desselben ist durch sich selbst erkennbar. In den beiden andern Kategorieen hingegen, wo jedes Moment zugleich ein andres Verhältnifs ausdrückt, mufs auch jede Verknüpfung von ihrem eignen Grundsatze ausgehen. Eine Synthesis, die sich durch sich selbst erklärt, hat einen andern Erkenntnifsgrund, als eine solche, die sich auf eine Voraussetzung bezieht; und ein Urtheil, das beide Arten

der Erkenntniſs mit einander verknüpft, wie es in einem disjunktiven und apodiktischen, auf Raum und Zeit angewandten, Urtheile geschieht, setzt andre Verhältnisse voraus, und giebt also auch andre Resultate, als jedes einzelne Moment für sich betrachtet.

Grundsätze möglicher Verhältnisse, die in dem Daseyn der Naturdinge vorkommen können, dienen, wie ich vorher sagte, weder zum Messen noch zum Zählen. Was durch sie bestimmt wird, ist die Verknüpfung der Wahrnehmungen, sofern aus ihnen Erfahrung werden soll. Es ist nicht einerlei, ob durch die Verknüpfung meiner Wahrnehmungen die Bewegung der Sonne um die Erde, oder umgekehrt die Bewegung der Erde um die Sonne bestimmt wird; nicht einerlei, ob ich die Töplitzer Bäder unter ein kategorisches oder unter ein hypothetisches Urtheil bringe. Jede andre Verknüpfung unsrer Wahrnehmungen giebt auch andre Verhält-

nisse für die Gegenstände der Wahrnehmung: um wahre Erfahrungs-Verhältnisse zu seyn, müssen sie auf nothwendigen Gesetzen des Naturverstandes beruhen. So lange ich keine Nothwendigkeit einsehe, meine Wahrnehmungen von dem täglichen und jährlichen Stande der Sonne in eine solche Verbindung unter einander zu bringen, daſs auch meine übrigen Wahrnehmungen des Himmels, und die unwandelbaren Gesetze des Denkens selbst dabei bestehen können, kann ich unmöglich befugt seyn, von Erfahrung zu reden.

Hieraus entspringt der allgemeine Grundsatz der Erfahrung überhaupt: Erfahrung ist nur durch das Bewuſstseyn einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich.

Nothwendige Verknüpfung empirischer Gegenstände schlieſst alle subjektive Willkühr des bloſsen Denkens aus, und beruht auf lauter objektiven Bedin-

gungen, indem wir, den transcendentalen Gesetzen des Verstandes zufolge, erkennen, daſs die Gegenstände, die in Raum und Zeit existiren, in einer durch die Möglichkeit des Raums und der Zeit selbst bestimmten, also von der zufälligen Anwendung unsrer Wahrnehmungen unabhängigen, Ordnung existiren. Auch unsre Wahrnehmungen folgen freilich in der Zeit auf einander: allein durch diese Zeitfolge der Wahrnehmungen wird nicht bestimmt, wie die Gegenstände unter einander folgen. Wir sind also genöthigt, unsre Wahrnehmungen, wenn sie objektive Wahrheit haben sollen, nicht nach ihrer subjektiven Anordnung, sondern nach der durch Raum und Zeit bestimmten Ordnung der in Raum und Zeit existirenden Objekte zu verknüpfen. Wie nun diese objektive Ordnung in Raum und Zeit zu erkennen, und wie folglich nach ihr die Verknüpfung unsrer Wahrnehmungen gesetzmäſsig zu bestimmen sei, wird sich aus den Grund-

sätzen ergeben, die bei jeder der drei Verhältnifsarten insbesondre zur Anwendung kommen.

Grundsatz der Substanzialität. Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert. Beweis. Wir sind uns der Zeit als eines Mittels bewufst, die Succession der Erscheinungen, ihr kürzeres oder längeres Daseyn, zu bestimmen. Das würde sie aber nicht seyn können, wenn sie uns nicht beharrlich, und zwar unter einer einzigen Dimension, gegenwärtig wäre: denn eben durch ihre unwandelbare Beharrlichkeit als ein Zeit-Ganzes ist es möglich, die Zeittheile, die in ihr enthalten sind, zu unterscheiden, und eben durch die Einheit ihrer Dimension ist es möglich, die Dauer der Zeiten zu bestimmen. Wir würden uns aber auch der Zeit selbst in ihrer Qualität der Beharrlichkeit, so

wenig als des Raums, bewuſst werden können, wenn nichts da wäre, was den Raum, und mit dem Raume zugleich die Zeit, beharrlich erfüllte: denn so wie wir nur dadurch, daſs wir Veränderungen in den Dingen wahrnehmen, die Zeit als dasjenige Mittel kennen lernen, wodurch wir diese Veränderungen bestimmen können, so erfahren wir auch bloſs dadurch, daſs nicht alles im Raume sich verändert, und daſs einige Dinge beharren, unterdeſs sich andre verändern, die Zeit als etwas im Ganzen beharrlich erfülltes; wir begreifen, daſs eine Zeit, die zuweilen erfüllt, zuweilen leer wäre, nimmermehr ein Mittel der Zeitbestimmung seyn könnte. Die erfüllte Zeit ist also dasjenige Substrat, was allen Veränderungen, die in ihr vorgehen, allen ihren Accidenzen, wodurch sie als eine eingetheilte Zeit erscheint, beharrlich zum Grunde liegt; und zwar ist sie das für uns nur dadurch, weil sie durch etwas erfüllt ist, was beharrlich im Raume existirt.

Also giebt es etwas in Raum und Zeit, was den Veränderungen, die in der Zeit vorgehen, zum Grunde liegt. Also giebt es etwas in Raum und Zeit, was sich mit den Veränderungen nicht selbst verändert. Also giebt es ein unveränderliches, ein selbstständiges, ein substanzielles Substrat, das bei allen Veränderungen in der Zeit immer als das Nämliche beharrt; folglich auch in dieser seiner Totalität des Erfüllens weder vermehrt noch vermindert werden kann.

Nach diesem Grundsatze können ausgebrannte Sonnen Planeten werden, Planeten können aus ihren Kreisen treten, und als Kometen erscheinen, Kometen können sich in den Feuerschlund einer Sonne stürzen, oder auch am Rande derselben zertrümmern, Menschen und Thiere können von der Oberfläche der Erde verschwinden, Gebirge können versinken, und Meere versiegen: aber ihre Substanz kann nur mit der Zeit selbst zu Grunde gehen, und

die Zeit kann nicht Zeit seyn, wenn sie nicht von der Substanzialität alles dessen, was sich in ihr verändert, beharrlich erfüllt ist.

Grundsatz der Kausalität. Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung. Beweis. Das Beharrliche kann seinen Zustand nur in der Zeit verändern. Daraus folgt, daſs die eine Veränderung immer vor der andern vorhergehen muſs. Der Grund aber, warum die Veränderungen nicht auch in umgekehrter Ordnung auf einander folgen können, muſs in dem zu suchen seyn, was die Zeit erfüllt: also in dem Beharrlichen. Er muſs sich folglich zu dem, was sich in der Zeit verändert, wie Grund und Folge in der Form eines hypothetischen Urtheils, d. h. nothwendig, verhalten. Also ist die Ordnung der auf einander folgenden Erscheinungen der Dinge durch einen nothwendigen Grund in der Zeit bestimmt.

Also ist in dem, was vorhergeht, allemal nothwendig auch der Grund des Beharrlichen enthalten, warum es vorhergeht, und nicht auf das Folgende folgt. Ein Grund, der die Folge von etwas Anderm in der Zeit bestimmt, ist eine Ursache, und die Folge des Andern ist die Wirkung der Ursache. Also sind alle Veränderungen in der Zeit durch das Gesetz der Kausalverknüpfung mit einander verbunden.

Durch diesen Grundsatz bleibt es unentschieden, ob etwas, das in der Zeit vorhergeht, die bestimmte Ursache von etwas anderm sei, das in der Zeit folgt; ob z. B. der Erfolg eines Flintenschusses, wodurch ein Vorübergehender getödtet wird, durch das bloſse Naturgesetz der Bewegung determinirt, oder durch einen Akt der Freiheit motivirt worden. Es wird aber dadurch entschieden, daſs alles, was in der Zeit geschieht, nothwendig eine Ursache in einer vorhergegangnen Zeit haben müsse, und daſs nur dasjenige in der vorher-

gegangnen Zeit, (z. B. wenn die Naturbewegung des Flintenschusses durch ein Freiheitsmotiv determinirt ward) die Ursache des Folgenden in der Zeit (z. B. des getödteten Vorübergehenden) seyn könne, was sich zu dem letztern, wie der Grund zu seiner Folge in einem hypothetischen Urtheile, verhält.

Grundsatz der Gemeinschaft. Alle Substanzen, sofern sie im Raume als zugleich existirend wahrgenommen werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung. Beweis. Das Zugleichseyn der Substanzen, sofern wir sie durch ihre accidentellen Erscheinungen wahrnehmen, z. B. der mancherlei Dinge in einem Kunst- Bücher- und Naturalien-Kabinet, oder des Kaisers von Japan und des Kaisers von Marokko, erkennen wir, wenn wir einen gegebnen Raum disjunktiv als ein Ganzes eintheilen, wo immer der eine Theilbegriff den andern wechselseitig ausschliefst, und beide doch

nothwendig zusammengehören, ehe das Ganze als ein so und nicht anders gegebnes Ganze gedacht werden kann. So schliefst der Begriff des Kaisers von Japan den Begriff des Kaisers von Marokko, und mit ihm zugleich den Begriff aller andern herrschenden oder beherrschten Substanzen in der Welt, und der letztere wieder den erstern aus, ohne dafs doch das Ganze gedacht werden könnte, wenn nicht alle diese Substanzen in ihrer Raum und Zeit erfüllenden Ordnung bei und neben einander gedacht würden. Das Daseyn des einen Theils bestimmt das Daseyn des andern, und so auch umgekehrt; und die Wirkung dieser wechselseitigen Bestimmungen ist das Verhältnifs aller Theile zusammen genommen in Beziehung aufs Ganze. Da nun dieses wechselseitige Verhältnifs nur dadurch der mögliche Gegenstand einer Erfahrung wird, dafs die Objekte selbst sich wechselseitig einander in Raum und Zeit ausschliefsen und zu einem

proportionirten Ganzen verknüpfen, so folgt daraus, dafs jedes Zugleichseyn sich objektiv in einem Zustande der durchgängigen Wechselwirkung d. h. im Stande der Gemeinschaft befinde.

Durch die hier aufgestellten drei Grundsätze sind alle mögliche Verknüpfungen unsrer Wahrnehmungen, um die Verhältnisse der existirenden Dinge zu erfahren, eben so vollständig erschöpft, wie die mögliche Verbindung der Kopula durch die drei Formen eines kategorischen, hypothetischen, und disjunktiven Urtheils erschöpft ist. Wenn zu den letztern die Bestimmungen des Raums und der Zeit hinzukommen, so werden sie Formen der transcendentalen Verbundenheit (Kategorieen der Relation); und wenn sie auf die Verbundenheit unsrer Wahrnehmungen angewandt werden, so werden sie Grundsätze der m ö g l i c h e n Erfahrung. Keine sogenannte w i r k l i c h e Erfahrung kann den Namen einer Erfahrung verdienen, die

nicht vorher unter diese Grundsätze mit logischer Bestimmtheit subsumirt ist. Man kann nicht die Synthesis von Accidenzen, die man Dampfbäder nennt, unter den Begriff der Substanzen, nicht das Quaken der Frösche und das Ausschlagen der Bäume in synthetischer Verbindung unter den Begriff der Kausalität, nicht die Anarchie in einem Staate unter den synthetischen Begriff der bürgerlichen Gemeinschaft subsumiren. Man mufs die Erscheinungen nicht durch die Wahrnehmungen, sondern durch die nothwendige Verknüpfung der Wahrnehmungen beurtheilen.

Es giebt aber auch eine zweite Relation, da wir unsre Urtheile auf das Ganze unsers Bewufstseyns beziehen. Die Aufgabe einer Summe Geldes mufs nach eben den Verhältnissen berechnet oder beurtheilt werden, wie eine wirklich gegebne Summe Geldes; und doch sind wir uns der wirklich gegebnen Summe Geldes

im Ganzen, da nämlich das Selbstbewufst-seyn als Einheit und Verknüpfung der Receptivität und des Denkvermögens in einem einzigen Subjekte betrachtet wird, ganz anders bewufst, als der aufgegebnen, die sich auf das blofse Denkvermögen bezieht. Zu den Bedingungen des Denkens kommen bei einer gegebnen Summe noch die Bedingungen der Receptivität hinzu; das Bewufstseyn derselben ist ein durchgängig von innen und aufsen bestimmtes Ganze: der Gegenstand ist mit dem Ganzen des Bewufstseyns gleichsam aus Einem Stücke. Wir haben also noch zu untersuchen, wie sich unsre Urtheile auf unser Bewufstseyn beziehen, sofern der Fall der Beurtheilung entweder gegeben, oder nur aufgegeben ist.

IV. Modalität ist Relation der Kopula zur Einheit des Bewufstseyns überhaupt. Diese Einheit des Bewufstseyns entspringt, wenn das Daseyn der Receptivität dergestalt mit dem Seyn der Kopula überein-

stimmt, daſs das Seyn nicht gedacht werden kann, ohne zugleich das Daseyn zu denken.

1. Entspricht der empirische Fall den Bedingungen des Daseyns in Raum und Zeit zwar überhaupt, aber unbestimmt, so ist das Urtheil problematisch, und das Seyn der Kopula kann als ein mögliches Daseyn in Raum und Zeit gedacht werden. Entspricht der Fall diesen Bedingungen nicht, so enthält die Verknüpfung einen Widerspruch, und der Fall kann unmöglich in Raum und Zeit existiren. Es ist möglich, daſs eine Insel Atlantis existirte. Aber es ist unmöglich, daſs sie mit dem festen Lande von Europa und Afrika zusammenhing.

2. Entspricht der empirische Fall den Bedingungen des Daseyns in Raum und Zeit dergestalt, daſs eine durchgängig bestimmte Raum- und Zeiterfüllung durch ihn gegeben wird, so läſst sich das Nichtseyn desselben nicht einmal denken. Das

Urtheil ist dann assertorisch, und das Daseyn ist eine Wirklichkeit in Raum und Zeit. Widerspricht der Fall den Bedingungen einer durchgängig bestimmten Raum- und Zeiterfüllung, so drückt das Urtheil ein Nichtseyn im Verstande, und ein Nichtdaseyn in Raum und Zeit aus. Z. B. Kant ist der Erfinder der wahren Transcendental-Philosophie. Amerikus ist nicht der Entdecker von Amerika.

3. Entspricht der empirische Fall den vorausgesetzten Bedingungen der Raum- und Zeiterfüllung dergestalt, daſs es ein Widerspruch seyn würde, unter einer so durchgängig bestimmten Voraussetzung die Wirklichkeit des Falls nicht anzuerkennen, so drückt das Urtheil apodiktisches Bewuſstseyn aus, und der Fall existirt nothwendig. Ist aber zwischen den Bedingungen des Bewuſstseyns und dem Falle selbst kein nothwendiger Zusammenhang nach dem Satze des Widerspruchs zu erkennen, so bleibt die Verknüpfung eine

blofse Aufgabe, und der Fall selbst, wenn er dessen ungeachtet wirklich wäre, ist dem Naturverstande zufällig. *) Z. B. Wenn alles wahr ist, was die Zeitungen von Danton erzählen, so mufs er nothwendig ein schlechter Bürger und ein noch schlechterer Mensch gewesen seyn. Wenn Nostradamus wahr prophezeit hat, so mufs es zufällig geschehen seyn; denn zukünftige Dinge kann man nicht wahrnehmen, vielweniger erfahren, ehe sie da sind. (Man kann wohl vorhersehen, dafs eine Wirkung erfolgen werde, von der man die Ursache erkennt: aber dann gehört der

*) Zufälligkeit unter der Kategorie der Modalität ist also ganz etwas anders als Zufall unter der Kategorie der Relation. Unter jener ist es blofs mir, dem Subjekte, zufällig, ob meine Wahrnehmung mit dem Objekte zusammentrifft: unter der letztern hingegen ist es objektiv unmöglich, dafs ich etwas erfahren kann, was überhaupt kein Objekt der Erfahrung ist, wie z. B. eine Wirkung, die nicht nach dem Naturgesetze der Kausalität erfolgt. *Non datur casus.*

Fall unter die Kategorie der Nothwendigkeit. Wo aber auch dieser Grund wegfällt, da ist das Voraussehn bloſs Sache der Meinung, und fällt unter gar keine Kategorie.)

Die Grundsätze, nach denen unser Verstand verfährt, um sich der Materie eines Urtheils als problematisch, oder assertorisch, oder apodiktisch erkannt bewuſst zu seyn, sind in jedem der hier zergliederten drei Momente so evident, daſs man sie nur aufzustellen braucht, um ihre Wahrheit ohne Beweis einzusehen. Ich werde bloſs einige Erläuterungen zu ihnen hinzufügen.

Erster Grundsatz der Modalität. Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich.

Formale Bedingungen der Erfahrung sind von Seiten des Denkvermögens logische Verknüpfbarkeit nach dem Satze des Widerspruchs, und von Seiten der Recepti-

vität transcendentale Verknüpfbarkeit in Raum und Zeit. Eine Aufgabe, die diese Bedingungen erfüllt, enthält nichts, was einer möglichen Erfahrung widerspricht. Aber man muſs sie nie, wie es etwa im Traume geschieht, mit einer wirklichen Erfahrung verwechseln.

Zweiter Grundsatz der Modalität. Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung *) zusammenhängt, ist wirklich.

Materiale Bedingungen der Erfahrungen sind unsre subjektiven Empfindungen, oder das Bewuſstseyn, von auſsen oder von innen her durch Gegenstände der Sinne afficirt zu seyn. Was den Bedingungen einer Empfindung entspricht, das muſs nothwendig eine Realität seyn, und das

*) Nicht bloſs die stechende Biene, die der unmittelbare Gegenstand meiner Anschauung ist, sondern auch die mir unbekannte Materie des Bienenstichs, die mit der Empfindung zusammenhängt, muſs ich für wirklich existirend erkennen.

Daseyn desselben muſs nicht bloſs als möglich, sondern als wirklich gegeben beurtheilt werden. Daraus folgt aber bei weitem nicht, daſs wir an jedem als wirklich erkannten Daseyn auch den Zusammenhang desselben mit den Bedingungen jeder möglichen Erfahrung einzusehen im Stande wären. Die Erfahrung, daſs etwas wirklich gegeben sei, ist von der Erfahrung des wirklichen Gegenstandes sehr zu unterscheiden.

Dritter Grundsatz der Modalität. Dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, das existirt nothwendig.

Allgemeine Bedingungen der Erfahrung sind 1) daſs uns wirkliche Gegenstände der Wahrnehmung gegeben, und 2) daſs die Wahrnehmungen dieser Gegenstände nach den nothwendigen Gesetzen des Denkens verknüpft seyn müssen. Wenn der Grund eines Urtheils gegeben ist, so muſs

auch die Folge nothwendig wahr seyn. Wenn die Materie dieses Grundes kein bloſses Denken, sondern eine wirklich gegebne Ursache in Raum und Zeit ist, so muſs es nothwendig wahr seyn, daſs auch die Wirkung existire.

Das Gesetz der Erfahrung fordert eine solche Verknüpfung der Thatsachen, in der nichts auf Meinung oder Führwahrhalten, alles auf objektiven Gründen beruht. Wie soll ich nun angebliche Thatsachen, z. B. die widersprechenden Gerüchte vom Frieden *), dergestalt unter einander verknüpfen, daſs ich den wahren Zusammenhang der Sache erfahre? Habe ich von dem, was bis auf diesen Augenblick in und auſser Frankreich geschehen ist, Data vor mir, die sich von selbst unter die Form eines kategorischen, hypothetischen, oder disjunktiven Urtheils subsumiren? Habe ich von der Wahrheit

*) Geschrieben im Herbst 1794.

der angeblichen Friedensartikel ein problematisches, assertorisches, oder apodiktisches Bewuſstseyn? Liegt in den rohen Materialien meiner bisher gesammelten Kenntnisse, wenn ich sie gesetzmäſsig verknüpfe, der Stoff zu einer möglichen, wirklichen, oder nothwendigen Erfahrung? — Das ist es, was die Kritik unter Modalität eines Erfahrungsurtheils versteht.

Beschluſs.

Wir hätten sonach aus den Formen des Denkvermögens und der Receptivität ein bestimmtes Ganze von Bedingungen und Grundsätzen entwickelt, nach denen eine Natur eingerichtet seyn müſste, die für uns ein Gegenstand der Erfahrung werden sollte. Das Anschauliche in ihr müſste eine extensive, das Empfindbare eine intensive Gröſse haben: es müſste ein Reales in ihr existiren, das sich anders als Substanz zu seinen Accidenzen, anders als

Ursache zu seiner Wirkung, anders im Zustande der Wechselwirkung unter einer Mehrheit von Substanzen, verhielte. Um allen diesen Bedingungen angemessen zu seyn, müſste das Reale der Natur, welches den Raum und die Zeit beharrlich, aber nicht an eben dem Orte und unter eben den Verhältnissen beharrend erfüllte*), eine Materie seyn, die in den Formen ihres äuſsern Daseyns veränderlich wäre,

*) Die Materie, die den Raum erfüllt, ist eben diejenige, von der auch die Zeit erfüllt wird: nur erfüllt sie die Zeit auf eine andre Art, als den Raum. Von der Zeiterfüllung haben wir kein andres Merkmal in unserm Bewuſstseyn, als die Existenz der Zeit selbst. Von der Raumerfüllung hingegen dienen uns die Wahrnehmungen der veränderten Materie zu einer Mannichfaltigkeit von Merkmalen, die durch alle Kategorieen bestimmbar sind. Die Zeit kann durch Realitäten erfüllt seyn, welche sich in keiner empirischen Anschauung darstellen, und nur durch die Empfindung geben lassen. Der Raum überliefert uns alle seine Realitäten unter der Form der Anschauung.

(denn sonst würden wir sie nicht wahrnehmen); sie müſste eine Kraft haben, auſser sich zu wirken, (denn sonst würden wir sie nicht empfinden); und die verschiednen Merkmale dieser Kraft müſsten so bedingt seyn, daſs sich alle Verhältnisse unter den Veränderungen, sie möchten sich nun auf das beharrliche Substrat als Substanz, oder als wirkende Ursache, oder als ein gemeinsames Ganze von Substanzen beziehen, vollständig aus ihr entwickeln lieſsen. Das würde denn eine Metaphysik der Natur, ein Umriſs *a priori*, seyn, wie wir die Erscheinungen aus den bloſsen Bedingungen des Denkvermögens und der Receptivität, den Grundsätzen der Kritik gemäſs, zum Behuf einer möglichen Erfahrung schematisiren und konstruiren könnten. Weiter aber mit unsern transcendentalen, metaphysisch und mathematisch angewandten Principien in die Natur einzudringen, wäre für uns nicht möglich. Man kann *a priori* wissen, wie

der wirkliche Stoff der Erfahrung bedingt seyn muſs, um für uns zu einer möglichen Erfahrung zu taugen. Allein den Stoff selbst *a priori* so zu erzeugen, daſs er diesen Bedingungen nun auch wirklich angemessen sei, davon sind wir uns *a posteriori* bewuſst, daſs wir es nicht vermögen. Wir können mit allem unserm Denken, mit allem unserm Schematisiren und Konstruiren nicht machen, daſs Monaden anschaulich oder empfindbar werden, oder daſs ein geometrischer Körper einen Raum erfülle, auſser sich wirke, sich realisire: er kann einen Raum einnehmen, aber er kann ihn nicht als Kraft erfüllen; er kann eine Mannichfaltigkeit von Vorstellungen erzeugen, aber er kann diesen Vorstellungen keine Kausalverknüpfung in einer erfüllten Zeit geben: man kann es durch keine Art der Konstruktion *a priori* dahin bringen, daſs der geometrische Körper sich von einer Stelle zur andern bewege, daſs er eine Springkraft habe,

dafs er Körper an sich ziehe, von sich stofse u. s. w.

Soll also die Theorie der Kategorieen, und mit ihr die Metaphysik der Natur, auf Dinge aufser der blofsen Vorstellung anwendbar seyn, so mufs sie sich ihre Gegenstände in einer wirklichen Natur geben lassen, und diese Naturdinge müssen die Eigenschaft haben, anschaulich und empfindbar zu seyn, Raum und Zeit reell zu erfüllen, auf einander zu wirken u. s. w. Sie könnten, oder müfsten vielmehr, insgesamt nach Principien der Mathematik angelegt seyn: aber zu dieser innern Naturanlage, ohne die sie für unsre Receptivität keine Erscheinungen seyn könnten, würden noch eine Menge physischer Bestimmungen hinzukommen, von denen wir gar nicht *a priori* absehen könnten, wie sie sich mit den Bedingungen der Geometrie vereinigen liefsen. Das müfsten wir also abwarten *), und es bis

*) Wir können die Natur *a priori* ins Unend-

dahin von der Meisterhand der Natur so annehmen, wie sie es uns gäbe. Dagegen aber dürften wir unsrerseits mit vollem Rechte erwarten, dafs die wirkliche Natur in allen ihren plastischen, organischen, animalischen, überhaupt in ihren physischen Erscheinungen den Kategorieen ohne Vorbehalt entspräche: denn es wäre geradezu unmöglich, dafs wir irgend etwas als wirklich erkennen könnten, wofern es den Bedingungen unsrer Receptivität und unsers Denkvermögens widerspräche. Damit ist nun zwar keinesweges gesagt, dafs die Natur nicht eben sowohl ihre schwierigen Aufgaben für unser Erkenntnifsver-

liche specificiren, d. h. wir können jeder gegebnen Art, als dem disjunktiven Gliede eines Gattungsbegriffs, durch Gegenüberstellung ihrer entgegengesetzten Sphäre immer neue Arten hinzufügen: nur diese unendliche Mannichfaltigkeit der Arten zugleich *a priori* plastisiren — wenn ich einen so kühnen Ausdruck wagen darf — das übersteigt unser Vermögen nicht weniger ins Unendliche.

mögen haben dürfte, als unser denkendes Wesen selbst die seinigen hat. Aber eben darin besteht der unverkennbare Nutzen unsrer Kategorieen, daſs wir durch sie nicht bloſs erfahren, was uns an einem Gegenstande gegeben sei, sondern auch was uns in diesem Gegebnen entweder als wirkliches Erkenntniſs, oder nur als Aufgabe gegeben sei. Das erstre erfahren wir durch die Kategorieen der Relation, mit Einschluſs der Quantität und Qualität: das letztere erfahren wir durch die Kategorieen der Modalität.

Ich hätte ein weites Feld vor mir, wenn ich mich in eine Übersicht aller der Wirklichkeiten und Möglichkeiten einlassen wollte, die wir durch unsre Kategorieen beurtheilen können. Allein ich maſse mir nicht an, den künftigen Linneen eines kritisch eingetheilten Natursystems vorzugreifen; und noch viel weniger unternehme ichs, aus dem Gebiet der theoretischen in

das Gebiet der praktischen *) Vernunft einen Absprung zu thun. Auch wird es in der Hauptsache, worauf mein jetziges Absehen gerichtet ist, nach dem Wenigen, was ich so eben von dem Übergange der transcendentalen Philosophie in die Natur-Metaphysik gesagt habe, leicht einleuchten, durch welche gesetzliche Bestimmungen *a priori* die Realität unsrer moralischen Handlungen bedingt seyn müsse, sofern sie (nach der Analogie einer Natur-Metaphysik) in einer Metaphysik der Sitten, unabhängig von den Motiven der Sinne, systematisch abgehandelt werden soll. Die Bedingungen der Kategorieen, unter denen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sie mögen nun theoretischer oder praktischer Herkunft seyn, allein nur Objekte der Beurtheilung werden können,

*) Des Gebietes der reflektirenden Urtheilskraft erwähne ich hier nicht, da die Gegenstände der Ästhetik und der Teleologie gar keiner Metaphysik fähig sind.

sind überall die nämlichen: nur sind sie durch andre Bestimmungen modificirt, wo die praktische Vernunft, als wo der Naturverstand den Erscheinungen das Gesetz vorschreibt. Als Erscheinungen in der Sinnenwelt bringen sie nothwendig irgend einen Stoff mit zur Beurtheilung ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität: aber es ist die Sache der Urtheilskraft, mithin der Kritik, auf die Gesetze Rücksicht zu nehmen, unter die wir in jedem gegebnen Falle die Data derselben, es sei nun assertorisch oder problematisch, subsumiren sollen.

ÜBER DIE
ERSTE UND ZWEITE SUBSTANZ
DES
ARISTOTELES.

1796.

Wie nachtheilig die Verwechselung der Principien (oder das *μεταβαινειν εις αλλο γενος*, wovor Niemand ausdrücklich gewarnt hat, als Aristoteles selbst) der Entdeckung der Wahrheit werden könne, davon haben wir ein auffallendes Beispiel an dem Lehrbegriffe der Substanz, wie Aristoteles ihn in seinem Traktat von den Kategorieen abhandelt. Hätte

dieser stärkste Denker des Alterthums — wenn ich den einzigen Plato ausnehme, der aber doch mehr mit seiner originellen Einbildungskraft, als mit seinem unstreitig sehr grofsen Verstande dachte — je über den ganz verschiedenen Ursprung der Kategorieen und des logischen Princips nachgedacht, so würde er nicht allein den ärgerlichen Streitigkeiten vorgebaut haben, die späterhin Jahrhunderte lang den sogenannten Realismus mit dem Nominalismus entzweiten, sondern er hätte sich vielleicht um die ganze Kritik der Principien (oder der reinen Vernunft) schon vor Jahrtausenden das Verdienst erworben, das wir erst itzt unserm Kant verdanken.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich das ganze dritte Kapitel aus dem Buche der Kategorieen übersetzen wollte, wo Aristoteles von der Substanz handelt. Für meinen itzigen Zweck wird es genug seyn, wenn ich nur die Hauptbestimmungen anführe, durch die er den Begriff der ersten

und zweiten Substanz von seinen übrigen Prädikamenten auszeichnet. *)

„§. 1. Substanz in der ersten und wörtlichsten und üblichsten Bedeutung ist dasjenige Subjekt, das weder Prädikat noch Inhärenz von irgend einem andern Subjekte seyn kann, z. B. dieser Mensch, dieses Pferd."

§. 1. *Ουσια δε εστιν ἡ κυριωτατα τε και πρωτως και μαλιστα λεγομενη, ἡ μητε καθ' ὑποκειμενου τινος λεγεται, μητε εν ὑποκειμενῳ τινι εστιν· οἱον ὁ τις ανθρωπος, και ὁ τις ἱππος.*

„§. 2. In einer zweiten Bedeutung drückt aber auch der Art- und Gattungsbegriff der ersten Substanz etwas Substanzielles aus, z. B. der Artbegriff Mensch die Substanzialität menschlicher Individuen, und der Gattungsbegriff Thier den ganzen substanziellen Inhalt aller unter ihm

*) *Aristotelis Opera omnia etc. ed. Jo. Theoph. Buhle. Vol. I. p. 450.*

eingeordneter Artbegriffe. Sonach nenne ich **Mensch** und **Thier** zweite Substanzen in dieser weitern Bedeutung."

§. 2. *Δευτεραι δε ουσιαι λεγονται, εν οἱς ειδεσιν αἱ πρωτως ουσιαι λεγομεναι ὑπαρχουσι· ταυτα τε και τα των ειδων τουτων γενη· οἱον ὁ τις ανθρωπος εν ειδει μεν ὑπαρχει τῳ ανθρωπῳ, γενος δε του ειδους εστι το ζωον. Δευτεραι ουν αὑται λεγονται ουσιαι, οἱον ὁ τε ανθρωπος, και το ζωον.*

„§. 6. Unter diesen zweiten Substanzen ist jedoch der Artbegriff mehr Substanz, als der Gattungsbegriff, denn er nähert sich der ersten Substanz unmittelbarer, als der letztere; und wer unter den ersten Substanzen die Differenz angeben will, dem giebt jener, und nicht dieser das bekanntere und nähere Prädikat dazu an die Hand. Wollt ihr z. B. erklären, wodurch sich die Substanz Kajus von andern Individuen unterscheide, ob er gelehrt oder ungelehrt, jung oder alt sei, so liegt euch für diese Bestimmung der

Artbegriff Mensch näher, als der Gattungsbegriff Thier."

§. 6. *Των δε δευτερων ουσιων μαλλον ουσια το ειδος του γενους εστιν· εγγιον γαρ της πρωτης ουσιας εστιν· εαν γαρ αποδιδῳ τις την πρωτην ουσιαν τι εστι, γνωριμωτερον αν και οικειοτερον αποδωσει το ειδος, η το γενος αποδιδους· οἱον τον τινα ανθρωπον αποδιδους, γνωριμωτερον αν αποδοιη, ανθρωπον αποδιδους, η ζωον· το μεν γαρ ιδιον μαλλον του τινος ανθρωπου, το δε κοινοτερον· και το τι δενδρον αποδιδους, γνωριμωτερον αποδοσει, δενδρον αποδιδους, η φυτον.*

„§. 12. Gemeinschaftlich ist der ersten Substanz mit der zweiten das Merkmal, daſs sie keine Inhärenzen (Accidenzen) eines Subjekts sind: ihre Differenz hingegen besteht darin, daſs zwar die zweite, aber nicht die erste Substanz Prädikat eines Subjekts seyn kann. So kann man zwar dem Subjekte Kajus oder diesem Menschen das Prädikat Substanz in der

zweiten Bedeutung (menschliche oder thierische Substanz), aber nicht in der ersten beilegen (denn das wäre Tautologie, und das Prädikat muſs immer ein höherer Begriff seyn, als das Subjekt).

§. 12. *Κοινον δε κατα πασης ουσιας το μη εν ὑποκειμενῳ ειναι· ἡ μεν γαρ πρωτη ουσια ουτε εν ὑποκειμενῳ εστιν, ουτε καθ' ὑποκειμενου τινος λεγεται· των δε δευτερων ουσιων φανερον μεν και οὑτως, ὁτι ουδεμια εστιν εν ὑποκειμενῳ· ὁ γαρ ανθρωπος καθ' ὑποκειμενου μεν του τινος ανθρωπου λεγεται, εν ὑποκειμενῳ δε ουκ εστιν· ου γαρ εν τῳ τινι ανθρωπῳ ὁ ανθρωπος εστιν.*

„§. 16. und 17. Substanz scheint allemal einen individuellen Gegenstand zu bezeichnen: aber nur von der ersten gilt dieſs buchstäblich, von der zweiten hingegen scheint es nur uneigentlich gelten zu können, und Mensch oder Thier mehr eine Qualität als eine Substanz anzudeuten. Allein eine bloſse Qualität, der-

gleichen z. B. die schwarze Farbe eines Pferdes oder Menschen ist, kann die zweite Substanz doch auch nicht seyn: wer Mensch oder Thier sagt, will durch diesen Art- und Gattungsbegriff nur zu erkennen geben, daſs er irgend eine qualitative Differenz der Substanzen verstehe, wo denn vollends der Gattungsbegriff Thier sogar einen noch substanzielleren Inhalt hat, als der Artbegriff Mensch."

§. 16. *Πασα δε ουσια δοκει τοδε τι σημαινειν· επι μεν ουν των πρωτων ουσιων αναμφισβητητον και αληθες εστιν, ότι τοδε τι σημαινει· ατομον γαρ και έν αριθμῳ το δηλουμενον εστιν· επι δε των δευτερων ουσιων φαινεται μεν όμοιως τω σχηματι της προσηγοριας τοδε τι σημαινειν, όταν ειπῃ ανθρωπος η ζωον· ου μεν γε αληθες· αλλα μαλλον ποιον τι σημαινει· ου γαρ έν εστι το ὑποκειμενον, ὡσπερ ἡ πρωτη ουσια, αλλα κατα πολλων ὁ ανθρωπος λεγεται, και το ζωον.*

§. 17. *Ουχ ἁπλως δε ποιον τι σημαινει, ὡσπερ το λευκον· ουδεν γαρ αλλο σημαινει το λευκον, αλλ' η ποιον· το δε ειδος και το γενος περι ουσιαν το ποιον αφοριζει· ποιαν γαρ τινα ουσιαν σημαινει· επι πλεον δε τῳ γενει, η τῳ ειδει, τον αφορισμον ποιειται· ὁ γαρ ζωον ειπων επι πλεον περιλαμβανει, η ὁ τον ανθρωπον.*

Wenn denn also (schloſs nun aber späterhin eben aus dieser Ungleichartigkeit der beiden Substanzen, die der Form eines kategorischen Urtheils so geradezu widerstritt, der Realist) der Gattungsbegriff Thier darum, weil er weiter ist, als der Artbegriff Mensch, mehr Substanzialität enthält, als dieser: so muſs ja nothwendig der weiteste unter allen, das *Genus generalissimum* der Substanz, auch überhaupt der substanzielleste seyn; und da dieses *Genus generalissimum* doch im Grunde nur eine Vorstellung, ein Begriff, ist, was heiſst das anders, als daſs alle Substanzen materiell in dieser Vor-

stellung enthalten sind? Wie verschieden daher diese Prämissen des Aristoteles von jenen kühnen Voraussetzungen seyn mochten, durch die sich Plato mit seiner plastischen Phantasie in die Urideen der Gottheit verstieg, so waren doch die Resultate, die der Realist aus beiden zog, in der Hauptsache die nämlichen. Auf eine so evidente zwiefache Autorität gestützt, schien diesem nunmehr nichts leichter zu seyn, als zu solchem Behuf *einen* hinlänglich substanziellen Typus zu ersinnen, bei dem die Unendlichkeit der ganzen lebenden und webenden Schöpfung, wenn sie auch noch unendlicher, und er nur der Logos gewesen wäre, in seinem realistischen Verstande nicht immer noch überflüssig Platz gefunden hätte.

Und man glaube nur ja nicht, daſs diese platonisch-aristotelische Dingerlehre sich erst durch die finstern Jahrhunderte der Gothen und Vandalen hindurcharbeiten muſste, ehe sie in den systematisch ver-

schrobenen Köpfen der scholastischen Dialektiker gedeihen konnte. Schon lange vorher hatte das Kapitel von der Substanz dem konsequenten Porphyrius nicht wenig zu schaffen gemacht.

„Ob" (sagt Porphyrius in seiner Einleitung zu den Aristotelischen Kategorieen) „die Gattungs- und Artbegriffe an sich selbst, oder nur in der bloſsen Vorstellung subsistiren, ingleichen, wenn sie wirkliche Substanzen sind, ob ihre Substanz körperlich, oder geistig sei, und, wenn sie es nicht sind, ob sie in uns als Begriffe, und auſser uns als Gattungen und Arten existiren? von allem dem enthalte ich mich in der gegenwärtigen Schrift zu reden, da diese äuſserst abstruse Materie sich für ein Werk von einem weit gröſseren Umfange eignet."

Αυτικα περι γενων τε και ειδων, το μεν, ειτε ὑφεστηκεν, ειτε και εν μοναις ψιλαις επινοιαις κειται, ειτε και ὑφεστηκοτα, σωματα εστιν, η ασωματα, και ποτερον χω-

ριστα, η εν τοις αισθητοις, και περι ταυτα ὑφεστοτα, παραιτησομαι λεγειν· βαθυτατης ουσης της τοιαυτης πραγματειας, και αλλης μειζονος δεομενης εξετασεως.

Welches der fleifsige Julius Pacius, das Muster aller Kommentatoren, mit folgenden kläreren Worten erläutert *): *Ne temere dixisse videatur se difficiles quaestiones praetermissurum; difficillimas quasdam de genere ac specie quaestiones indicat, quae hoc loco dissolvi non possint. Quarum prima est, utrum genus et species consistat extra nostrum intellectum, an sint tantum in intellectu; quod perinde est, ac si dicamus, utrum sint primae an secundae notiones* (ob sie Anschauungen oder Begriffe sind). *In hac quaestione Aristoteles a Platone dissentit: nam Plato censet, genera et species per se in rerum*

*) *Julii Pacii a Beringa in Porphyrii Isagogen et Aristotelis Organum Commentarius analyticus. Francof.* 1597. 4to. *p.* 5.

natura consistere, eaque vocat Ideas; Aristoteles autem ubique Ideas reiicit, et inquit universalia non esse nisi in intellectu. Altera quaestio est, si genera et species reperiuntur extra intellectum, ut Plato existimavit, utrum sint res corporeae an incorporeae. Platonici statuunt esse incorporeas. Tertia quaestio est, utrum genus et species sint in individuis, ut homo in Petro et Socrate, an consistant per se extra individua. Plato vult ea per se consistere: sic enim statuit ideas. Aristoteles autem in individuis tantum esse concedit. (Wenn sich diefs letztere geradezu so von selbst verstände, und die ganze obige Auseinandersetzung zwischen der ersten und zweiten Substanz durchaus keinen andern Sinn zuliefse, als dafs sich diese zu jener, wie der Wortbegriff einer blofsen Vorstellung zu dem Realbegriffe eines dieser Vorstellung entsprechenden, wirklich existirenden, Gegenstandes verhielte: so hätten sich ja die Realisten nicht,

neben der Autorität des Plato, auch noch auf die des Aristoteles berufen können, da sie das Gegentheil behaupteten.)

Entschiedener als Porphyrius, und nur durch den Mangel eines haltbaren Princips noch irregeführt, erklärt sich hierüber der Selbstdenker Simplicius, der uns durch seine erlittene Verfolgung unter der bigotten Regierung des Kaisers Justinian, und durch seinen meisterhaften Kommentar über den Epiktet bekannter ist, als durch seine *Commentationes in Praedicamenta Aristotelis* (*Venet. ap. Hier. Scottum*, 1565. *fol.*) Ich kenne diefs lesenswürdige Werk nur aus der sehr unlateinischen und verworrenen Übersetzung des Asulanus, die jedoch diesen Fehler einigermafsen dadurch wieder gut macht, dafs sie überdem noch den Kommentar über die vier Bücher vom Himmel, und über die acht Bücher der physischen Auscultationen enthält, und durch die vielen citirten Stellen aus den verloren gegangenen Schriften

anderer alter griechischer Philosophen noch reichhaltiger wird. Die hieher gehörige Stelle aus dieser Übersetzung lautet so:

Cum ergo Praedicamentum vel de re sit, unâ cum dictione significante (dem Wortbegriff), *vel rem significativa* (dem Sachbegriff): *praedicatio sane, quatenus significativa, utraque continet, et dictiones et res. Et cum infinita essent atque incomprehensibilia singularia* (die Individuen), *Aristoteles redegit infinita in decem genera, colligens omnes substantias in unam supremam substantiam, cuius est etiam dictiò significativa* (welche universelle Substanz zugleich durch den Sachbegriff, den sie ausdrückt, Prädikat eines Subjekts wird), *cum substantia ipsa, sive haec dictio* (Substanz als Wortbegriff), *sit signum substantiae, sive subsistentiae quae est in rebus, sive subsistentiae illius quae penes intellectum est* (da Substanz, schlechthin gesetzt, oder der bloſse Wortbegriff,

entweder den individuellen Gegenstand, oder nur die Vorstellung dieses Gegenstandes ausdrückt). *Nam haec quoad praedicationem non differunt* (beides, der Gegenstand selbst, oder die Vorstellung des Gegenstandes, ist durch das Wort Substanz zu verstehen, sobald diefs Wort die Stelle eines Prädikats einnimmt), *quippe res non quatenus subsistunt, a praedicatione vel praedicamento significantur, sed quatenus concipiuntur, sive existant, sive ut existentes accipiantur.*

Zugestanden! Der Wortbegriff Substanz, als Prädikat von dem Subjekte ausgesagt, ist nicht mit dem Sachbegriffe, der nur Prädikat seyn kann, wenn man ihn hat, zu verwechseln; und wer dem Weltganzen das Prädikat Substanz beilegt, dem ist diefs Prädikat nicht Erkenntnifs- oder Sachbegriff, sondern nur Denk- oder logischer Wortbegriff, wenn er weiter nichts, als das *Genus generalissimum* darunter versteht. Allein die Uni-

versalität der Substanz, von der Aristoteles spricht, und die sie mit allen übrigen Kategorieen gemein hat, ist kein bloſser logischer Abstraktionsbegriff, sondern etwas Reelles, (wovon aber Aristoteles selbst den Grund nicht anzugeben wuſste), und was ihr durch ganz etwas anders, als durch ein *Genus generalissimum*, und zwar (wohl zu merken) erst durch eine Realdeduktion, nämlich durch die faktische und sehr reelle Kontinuität der Zeit konkrescirt. Man kann sich die ganze Natur mit allem, was darin ist, Körperliches und Geistiges — man kann sich sogar mit Spinoza das All der Substanzen selbst als eine bloſse Inhärenz der Einen und höchsten Substanz, und nun diese Eine und höchste Substanz als das *Genus generalissimum* aller in ihr enthaltenen Accidenzen ohne Widerspruch denken. Aber eben das ist die μεταβασις εις αλλο γενος, die Spinoza, die der Realist, die auch Aristoteles hätte vermeiden sollen. Eine Kategorie

konnte die Substanz, so wie Aristoteles sie deducirte, auf keinen Fall seyn. Er sah wohl, daſs der bloſse Gattungsbegriff der Substanz ohne das Korrelat eines demselben entsprechenden **allgemeinen** Realobjekts gar keinen Sinn hatte: allein womit wollte er diese Realität beweisen, wenn ihm die Kategorie überhaupt weiter nichts, als eine rein logische Form war, die eben so gut zu einer bloſsen Vorstellung der Imagination, als zu einem wirklichen Gegenstande paſste? Realität setzt ein Faktum voraus, und universelle Realität, da sie kein Gegenstand der Erfahrung seyn kann, ein transcendentales Faktum: ein solches Faktum gab es aber weder für das frühere Zeitalter des Aristoteles, noch für das spätere des Spinoza, bis die Vernunftkritik es uns in der Natur des Raums und der Zeit *a priori* **aufschloſs**.

Und so macht uns denn dieser einzige, immer aufs neue wiederholte Miſsgriff in

den Principien, (wovon ich die Anwendung auf manche noch ältere *Petitio Principii* dem höhern Ermessen meiner Leser anheimgebe) die sonst so schwer zu erklärende Unschlüssigkeit aller Ausleger der Aristotelischen Kategorieen, (auch die neuesten nicht ausgenommen), ob sie seine Kategorieen als zur Logik, oder als zur Metaphysik gehörig betrachten sollten, durch das bündigste *argumentum ad hominem* begreiflich, dafs sie die Principien verwechselten, oder vielmehr das wahre nicht einmal kannten.

Ich hätte noch viel zu sagen, wenn ich mich über den Gebrauch verbreiten wollte, den Aristoteles selbst in seiner Metaphysik, und beiläufig auch in seiner allgemeinen Physik, von seinen eignen Kategorieen macht. Man wird aber ohnehin schon errathen, welche Ausbeute man sich von der Materie einer spekulativen Philosophie, sie schreibe sich nun vom

Aristoteles, oder von einem neuern Spekulanten her, versprechen könne, zu der die allgemeine Logik nicht nur die Form, sondern auch das ganze Fundament hergab.

LITTERATUR.

ETWAS ÜBER SHAKESPEARE

AN * * *

1766.

I.

— — — Sie lachen über die beispiellose Gewandtheit des dänischen Prinzen Hamlet, der innerhalb des kurzen Spielraums von 20 oder 30 Minuten — denn länger war's schwerlich, da ihn der Zuschauer Abschied nehmen sah, um an Bord zu gehen — auf seiner Seefahrt nach England mit einem Kaper handgemein wird, das Schiff dieses Kapers entert, und da er bei dem Entern in die Gefangenschaft des Kapers gerathen, und gegen ein Lösegeld auf der dänischen

Küste wieder ans Land gesetzt ist, unmittelbar darauf einen Zweikampf mit Laertes übernimmt, in welchem beide ums Leben kommen. Aber was ist diese viertelstündige Seereise mit allen ihren Seegefechten und Abenteuern gegen die Schnelligkeit einer Landreise von Madrid nach Toledo, die uns der grofse spanische Schauspieldichter Don Pedro Calderon in dem Zeitmafse eines einzigen vierfüfsigen Verses zum Besten giebt? — In einem einzigen Verse? fragen Sie mich hier mit einem ungläubigen Seitenblicke, als ob Sie mir wohl zutrauten, dafs ich selbst Ihnen, mit Ihrem Gulliver zu reden, das Ding, das nicht ist, zum Besten gebe. — Lesen Sie! lesen Sie!

Hernando, à Toledo vamos

Hernando, machen wir einen Abstecher nach Toledo, (heifst es da in der *Comedia famosa* *Coda uno para si*)

y te combido à que seas
testigo de que ay alla
cierta hermosura risueña
que cuida de la persona. *)

Merken Sie wohl, daſs diese Worte des Simon, so wie die Antwort des Hernando:

Yo tambien tengo mi prenda
en Toledo **)

noch in Madrid gesprochen werden, und daſs dieser letzte Vers, der sich mit *en Toledo* anfängt, auch buchstäblich schon mit der Ankunft in Toledo endigt, wie diese Figur zeigt:

en Toledo (Dèntro) Pàra, pàra ***)

(Hinter der Scene: Halt! Kutscher!);

*) Wo ich dich auf die Bekanntschaft einer gewissen pikanten Schönheit einlade, deren wohlgeputzte kleine Person dir hoffentlich gefallen wird.

**) Auch ich habe da eine Bekanntschaft —

***) in Toledo (Hinter der Scene) Halt! Halt!

so dafs gleich in dem nächsten Verse die ganze werthe Reisegesellschaft schon ihr Kompliment in Toledo macht, und der Zuschauer im Huy vergessen hat, dafs er zu Anfange des vorigen Verses noch in Madrid war.

Was sagen Sie zu dieser kompendiösen Eintheilung der Zeit, die uns die unendliche Theilbarkeit derselben beinah theatralisch darstellt, und zugleich dem Theatermeister die Mühe erspart, die Scene zu verändern? Würden Sie nicht, wenn Sie weiter nichts von dem Dichter Calderon wüfsten, der Meinung seyn, dafs Sie wohl etwas bessers thun könnten, als weiter zu lesen? Würden Sie nicht voraussetzen, dafs das spanische Parterre bei einer so derben Ungereimtheit wenigstens aus der Haut gefahren sei. Aber da kennen Sie die Macht der Gewohnheit, und die gute Laune des spanischen Parterre nicht. Das spanische Parterre versteht Scherz, und läfst sich durch die geschmack-

lose Schale nicht irre machen, den Kern desto schmackhafter zu finden. *) Und wahrlich! den Mann von Geschmack möchte ich auch unter uns sehen, der, wenn er nur den zwanzigsten Theil von den fünfhundert zwei und zwanzig theatralischen Werken des Calderon gelesen hätte, nicht mit Erstaunen gestehen wird, daſs ihm eine so unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erfindung, verbunden mit einer so immer gegenwärtigen Überlegung in der Anordnung, und so viel Geist in der Ausführung, noch bei keinem andern Schauspieldichter in ganz Europa vorgekommen sei.

Eben das war denn auch der Fall mit dem noch gröſsern Shakespeare. Einheit des Orts, Einheit der Zeit, Einheit der

*) Der Druckort und der Drucker des obigen Stücks ist in meinem Exemplare wie gewöhnlich nicht genannt. Daſs es aber eine der ältesten Ausgaben, wo nicht die älteste sei, beweist der abscheuliche Druck.

Handlung, Einheit des Styls, sogar Einheit des Zwecks galt ihm so viel wie nichts, wenn es der Mannichfaltigkeit im Wege war. Oder meinen Sie, daſs er (um aus vielem nur eins anzuführen) in dem Stücke *As you like it*, nicht leicht einen angemeſsneren fünften Akt zu den vier ersten hätte finden können, wenn ihm der Reichthum seiner Materie erlaubt hätte, an die Zweckmäſsigkeit der Handlung zu denken? Fast möchte man bei solchen Excentricitäten des Genies auf den Dichter anwenden, was er in seinem Makbeth den Kronprinzen Malkolm auf die Rathschläge Makduffs, der Verwirrung im Reiche ein Ende zu machen, halb im Ernste und halb scherzweise antworten läſst: „*I confound all unity on earth.* Ich habe mich mit der Einheit entzweit; wir verwirren einander nur desto mehr, je künstlicher sie den Knäuel der Verwirrung zu entwirren meint.“ Auch bin ich keinesweges gesonnen, diesen Fehler

in eine Tugend zu verwandeln, oder mit einem beschönigenden Achselzucken zu gestehen, daſs auch *aliquando bonus dormitat Schakespearius.* Das nicht! Zu arg ist zu arg! und Shakespeare selbst, wenn er wieder aus dem Grabe aufstände, würde der erste seyn, jeden andern Theaterdichter unerträglich zu finden, der ihm diese Fehler nachäffte. Das Originalgenie verliert allemal die Hälfte seines Werths, wenn es nicht das einzige in seiner Art bleibt. Ein zweiter Shakespeare, er müſste denn zugleich mit der Gabe geboren seyn, durch seine höhere Kultur, der heutigen Kultur selbst eine ganz andre Richtung zu geben — *magis alter, quam secundus* — würde itzt auch den Engländern nicht mehr gefallen.

Aber, damit ich nicht von der Hauptfrage abkomme, die Sie mir in Ihrem Briefe ans Herz legen: ob denn die Veränderung der Scene, es sei nun zwischen den Aufzügen, oder in der Mitte eines

Akts, nicht alle Illusion unvermeidlich stören müsse? erlauben Sie mir doch eine kleine Gegenfrage: ob die Einheit des Orts, wie wir sie z. B. aus dem Ödipus des Sophokles kennen, auf den sich die französischen Kunstrichter, mit ihrem Aristoteles in der Hand, am liebsten berufen, sie weniger störe? ob, bestimmter ausgedrückt, ein aufmerksamer Zuhörer, der sich von der Wirkung, die eine theatralische Vorstellung auf seine Illusion macht, Rechenschaft zu geben wünscht, durch die Einheit des Orts, wie er sie im Ödipus beobachtet sieht, besser getäuscht werde, als bei der Veränderung des Orts, wie sie auf allen Bühnen in Europa, aufser der französischen und französirten, üblich ist? Ich frage, besser? d. h. wird der allgemeine Menschenverstand mehr befriedigt, wenn die ganze, mehr oder weniger verwickelte Handlung in der wirklichen Zeit von drei oder vier Stunden, mit allen den Haupt- und Nebenpersonen, die darin auf-

und abtreten, und mit allen ihren Glückswechseln und Katastrophen, auf einem und demselben Fleck vorgeht? oder stimmt es mehr mit der gesunden Vernunft überein, wenn kein Theil der Handlung sich an einem Orte zuträgt, der ihm nicht zukommt, mithin die Scene sich da verändert, wo es die Natur der Handlung auch im gemeinen Leben erfordert? Mich dünkt, die Antwort giebt sich von selbst. Ja, wenn es dem Zuschauer etwa so gar schwer fiele, der Veränderung der Scene mit seiner Imagination zu folgen! Oder vielmehr, wenn nicht selbst diese Thätigkeit unsrer Einbildungskraft, die wir Illusion nennen, ein Interesse für uns hätte, bei dem nebenher auch noch die pittoreske Ansicht gewinnt!

Lassen Sie uns doch einmal die berühmte Einheit des Orts, an die sich Sophokles in seinem Ödipus, vermuthlich sehr wider seinen Willen, hat binden müssen, etwas genauer mit einander unter-

suchen. Sophokles hatte nur unter zwei Fällen zu wählen. Entweder mufste sein Ödipus sich vor dem versammelten Volke, Chorus genannt, die Augen ausstechen, oder er mufste sich in das Innere seines Palastes zurückziehen, um für die Zuschauer im Parterre einen wahrscheinlichen Grund zu finden, warum ihn der Chor nicht daran verhinderte. Der Dichter wählte das letztere, und that wohl daran. Aber nun ist es nothwendig, dafs nach geschehener That auch der Chor den geblendeten Ödipus beäuge, und von ihm selbst erfahre, wie er dazu gekommen sei, sich auf eine so fürchterliche Art die Augen auszureifsen? Wie nun? Ödipus wird sich doch wohl nimmermehr entschliefsen, mit seinen blutenden Augen das Zimmer zu verlassen, um dem Volke zu erzählen, was ihn dazu bewogen habe? Wer wird sich denn in der Verzweiflung an einem Aborte verstecken, um sich ungestört die Augen ausreifsen zu können,

und dann vor die Hausthüre hintreten, um eine Rede ans Volk zu halten? Nennt ihr das Einheit des Orts? Meines unmaſsgeblichen Erachtens hätte der König von Theben besser gethan, in seinem Zimmer zu bleiben, und da, wo nicht die ganze versammelte Menge, doch wenigstens die Priester, vor sich kommen zu lassen, um ihnen seine Geschichte zu erzählen, vorausgesetzt daſs er den Muth und die Kräfte dazu hatte.

Allein da steckt's eben! Dem Herkommen gemäſs, wie es vom Thespis her bei der Bocksfeier des Weingotts Sitte war, muſste nicht der Chor, sondern die handelnde Person sich von der Stelle bewegen, wenn sie etwas vorzutragen hatte; und gerade in dieser herkommlichen Unbeweglichkeit des Chors bestand die Einheit des Orts, was auch immer das Parterre dazu sagen mochte. Es war also nicht der Verstand, der dem Tragiker, und mit ihm zugleich dem Denker Aristoteles, das

Princip an die Hand gab, mit der Ökonomie der Handlung so zu wirthschaften, daſs die Einheit des Orts dabei bestehen könnte. Nichts weniger! es war bei beiden, was man in der Schule *Petitio principii* nennt, es war die heillose Religiosität der Griechen, die es der Imagination des Zuschauers unmöglich machte, sich auf eine schickliche Art hintergehen zu lassen; und was zu verwundern ist, die sich gerade da Grenzen setzte, wo sie doch sonst der Phantasie ihren weitesten Spielraum verstattete, näm in ihrer Götterlehre selbst.

Hätte Aristoteles freie Hand gehabt, seine Theatergesetze aus der Natur des menschlichen Verstandes zu schöpfen, so würde seine Poetik ohne Zweifel ein sehr gedachtes Werk geworden seyn, ohngefähr wie seine Philosophie der Seele. Er muſste sie aber aus der Theater-Empirie abstrahiren, die von den Vorfahren und der Priesterschaft zum Gesetze ge-

macht war. Und so blieb auch ihm kein andrer Ausweg übrig, als sich auf die Muster zu berufen, die er bereits vor sich fand, und die Verstandesregel so gut damit in Übereinstimmung zu bringen, als es thunlich war. Er schrieb für sein Zeitalter. Wir andern schreiben für das unsrige; und glücklicher Weise sind wir gerade dieſsmal im Besitze einer Freiheit, die er sich selbst wohl gewünscht haben würde.

II.

Ich habe nichts dawider. Ihre Bemerkung mag wohl vollkommen richtig seyn, daſs, wenn wir die Regeln, die Aristoteles sich aus dem Drama der Griechen abstrahirt hatte, zur Norm annehmen, um nach ihnen das gröſste dramatische Genie der Neuern zu beurtheilen, Shakespeare's Tragödien keine Tragödien, und seine Komödien keine Komödien seyn können.

Nach dem Aristoteles ist die wesentlichste Absicht einer Tragödie, durch die fürchterlichen Folgen jener grofsen Leidenschaften, die vorzüglich bei den Gewaltigen der Erde ihr blutiges Spiel treiben, und auf dem Theater bis zur Täuschung nachgespielt werden (oder werden sollten), ein heilsames Schrecken in der Seele des Zuschauers zu erregen, damit er sich vor ähnlichen Leidenschaften hüte, und ähnlichen Folgen entgehe. Auf der andern Seite hingegen hat nach ihm die Komödie keine andere Absicht, als die Fehler, die der niedern Sphäre eigen zu seyn pflegen, lächerlich zu machen, weil das Lächerliche das wirksamste Mittel sei, ähnliche Fehler bei den Zuschauern theils abzuschleifen, theils weniger allgemein zu machen.

Wie können aber, fragen Sie, was zuvörderst die wesentliche Absicht der Tragödie betrifft, die grofsen Leidenschaften, die z. B. im König Lear vorgestellt

werden, etwas dazu beitragen, mich von ähnlichen Leidenschaften zu reinigen. Ich habe keine Provinzen unter meine Töchter zu vertheilen, und darf daher auch nicht befürchten, daſs diese mich, wenn ich mit meiner Dienerschaft bei ihnen die Runde mache, eben so undankbar behandeln werden, wie jene ihren armen Vater Lear. Und wie viele Gonerills und Regans, wenn auch sie sich zufälliger Weise in ihrer Loge getroffen fühlten, giebt es denn wohl unter den Prinzessinnen, denen ein so specifisch reinigendes Merkuriale (καθαρσις) nöthig und nützlich wäre, als ihnen in diesem brittischen Oedip dargeboten wird? Da also durch dieſs schauerlich erhabne Drama vom König Lear weder in den Logen, noch im Parterre eine der vorgeschriebenen Absichten erreicht werden kann, ist es nicht eine offenbare Wortverdrehung, wenn *The life and death of King Lear* von den Engländern unter die Tragödien

gerechnet wird? Betrachten wir ferner, fahren Sie scherzweise fort, seine sogenannten *Comedies*, so wird in einigen, z. B. im *Merchant of Venice*, gar nicht gelacht, und in andern, z. B. im *Midsummer-Night's Dream*, durch die lächerlichen Lächerlichkeiten eines Oberon, eines Puck, eines Quince, eines Pyramus, und Mondscheins, und Lochs in der Wand, und wie das humoristische Personale weiter heifst. Niemand gebessert, da es auf Sittenverbesserung gar nicht damit angesehen ist. Hat sie aber diesen Zweck nicht: welche Barbarei bei den Engländern, dafs sie ein solches Ungeheuer von Drama eine Komödie nennen!

Ich habe Ihnen schon in meinem vorigen Briefe gestanden, dafs ich die Poetik des Aristoteles für keines von seinen tiefgedachtesten Werken halte, und auch die Ursache nicht verhehlt, warum es so seyn mufste; und ich setze itzt, wenn Sie wollen, noch hinzu, dafs ihm, wenn ich ihn

als grofsen Denker betrachte, sein Werk von der Beredsamkeit in meinen Augen weit mehr Ehre mache, als das ziemlich obenhin, oder wenigstens nach sehr prekären Prämissen überdachte, seine Poetik. Sollte vielleicht gar, um Scherz mit Scherz zu erwiedern, diese letztere Eigenschaft des obenhin Gedachten, eine Ursache mit gewesen seyn, dafs sie den Hedelins, die in Frankreich das Theater regelten, so vorzüglich vor allen andern Werken des Aristoteles gefiel, und dafs sie seine Rhetorik, die ihnen doch bei ihren vielen Kommentåren über die Poetik sehr brauchbar hätte werden können, kaum der Erwähnung würdigen? Doch diefs bleibt unter uns!

Wenn nun aber, (höre ich Sie, deucht mir, in vollem Ernste fragen), weder die eine noch die andere der obigen Absichten erreicht wird: wie nennen wir diese aufserordentlichen Produktionen eines unkultivirten Genies? und welche Rubrik

bleibt für sie in der Klassifikation der dramatischen Zwecke übrig?

Der Mensch! antworte ich, die Welt! Alles! — Aber merken Sie ja, dafs ich ihm die Erregung der Leidenschaften nicht streitig mache, sondern sie nur einem höhern Zwecke unterordne, den ich unter Zeichnung der Sitten, sorgfältiger und treuer Nachahmung des Charakters, kühn und leicht entworfener Skizzirung des idealischen und animalischen Lebens, kurz unter jenem Schauspiele in der edleren Bedeutung des Worts verstehe, „*whose end*, mit Hamlet zu reden, *both at the first and now was and is, to hold as t'were the mirror up to nature, and to shew the very age and body of the time, his form and pressure.*“ — Weg mit der Klassifikation der blofsen Namen! Nennen Sie, was Shakespeare schrieb, mit den Dilettanten der französischen Art und Kunst: Haupt- und Staats-Aktion — mit den brittischen Dramaturgen: *History*,

Tragedy, *Comedy*, *Tragicomedy*, *Pastoral-comical*, *Historical-pastoral* — wie Sie wollen. Ich nenne seine Dramen lebende Gemälde der sittlichen Natur von der unnachahmlichen Hand eines Raphael.

„Und diese lebenden Bilder der sittlichen Natur," werfen Sie mir ein, „machen kein Ganzes aus, das auf den Hauptzweck des griechischen Drama abzielt?"

Nein.

„Desto schlimmer für Shakespeare! Ich stehe Ihnen dafür, daſs er bei uns sein Glück nicht machen werde, wenn er so weit von unsern Begriffen der alten Muster entfernt ist."

Welcher neuere Theater-Skribent ist es nicht? Wenn Crebillon Aeschylus, Racine Euripides, Corneille Sophokles seyn soll; o! so lassen Sie uns ja unsern Geſsner nicht Theokrit nennen! so ist es die Deshoulières, so ist es Philips, so ist es Pope!

Sie sehen wohl, daſs ich hier nicht von

Bewunderungen vorgeblicher Kenner, noch von Grundsätzen wirklicher Kunstrichter, sondern blofs von dem Einflusse rede, den diese Bewunderungen und Grundsätze auf den ausübenden Theil gehabt haben. Und da wir Einmal unläugbar den griechischen Virtuosen weder unter den Franzosen, noch unter den Spaniern, weder unter den Italienern, noch unter den Deutschen wieder erkennen; warum wollen Sie ihn gerade unter den Engländern suchen? Wenn irgend eine Nation nach ihrer eignen Art zu denken handelt, so ist es diese. Selbst Benjamin Jonson, der mit seinen Beobachtungen der Alten so sehr über Shakespeare siegzuprangen glaubte, folgte seinem persönlichen Ideal, da er zur Ausführung schritt.

„Sie läugneten vorher, dafs Shakespeare seine sittlichen Gemälde dem Zweck eines Ganzen, das auf die Erregung der Leidenschaften abzielt, untergeordnet habe. Beweisen Sie mir das.“

Augenblicklich.

Zuvor aber verlange ich, dafs wir uns über zwei Hauptdinge einig werden: erstlich, dafs eine traurige Handlung an sich noch keine Tragödie mache, zweitens, dafs das Tragische im Detail, durch das Resultat verschlungen, ein entgegengesetztes Ganze hervorbringen könne. Für jenes sind mir eine Menge grofser und erschütternder Situationen in den *histories* unsers Dichters, die kein Engländer Tragikomödien, geschweige Tragödien, nennen wird, für dieses unzählige Tiraden in den sogenannten Komödien Bürge. Diese Unterscheidung könnte zweifelhaft scheinen, wenn sie nicht durch die übrigen Schauspiele, die sich der Tragödie mehr nähern, aufser Streit gesetzt würde; und unter diesen sind Lear, Makbeth, Hamlet, Richard III., Romeo und Othello die entscheidendsten, deren Anlage offenbar der Natur des Charakterstücks weit näher, als der tragischen Fabel kommt.

Im Lear haben wir den schwachen Kopf, den die Regierungsfehler seines Alters wahnwitzig machen; im Makbeth den Anfang, den Fortgang und das Ende des Königsmörders; im Richard den grausamen Usurpator; im Romeo die raschen Aufwallungen der jugendlichen Liebe. Die Anlage des Hamlet mögen Sie mit der in der griechischen Elektra zusammenhalten. Ich begnüge mich, um mir den Vorwurf einer durchgängig für unschicklich erkannten Parallele, nämlich der Vergleichung Shakespear's und Sophokles nicht zuzuziehen, einen Engländer mit dem andern zu messen — Shakespeare im Othello mit Young in der Rache. —

Sie wissen doch, daſs *the Revenge* eine Kopie von dem venetianischen Mohren, oder vielmehr die Verwandlung eines unregelmäſsigen Drama in ein Trauerspiel seyn soll?

Noch eine zweite Frage, die Ihnen bei

dieser Gelegenheit sonderbar vorkommen wird. — Sollte sich wohl ein Leser von einiger Fühlbarkeit des Herzens finden, der nicht der Nachahmung den Vorzug vor dem Urbilde einräumen wird?

Sie glauben es nicht; ich auch nicht. Wenn es bloſs auf Erschütterungen des Herzens, auf tragischen Endzweck ankommt, so geht der Kranz unstreitig zum Nachahmer über. Aber lassen Sie mich die dritte thun. — Sollte sich wohl ein Genie finden, das sich eine Minute bedenken würde, ob es lieber dieses als jenes gemacht haben mögte?

Das glauben Sie; aber ich nicht. Lassen Sie uns sehen, wer Recht hat.

Young betrachtete die Natur des Eifersüchtigen von einer Seite, von der sie dem Herzen Schauder, Entsetzen und Mitleiden abdringen sollte. — Shakespeare bemühte sich, ihre feinsten Nuancen zu entwickeln, und ihre verborgenste Mecha-

nik aufzudecken. — Young koncentrirte die aus seiner Materie hervorspringenden Situationen zu der abgezielten Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers. — Shakespeare zeichnete seinen Plan nach dem Effekte, den er auf das Gemüth des Othello machen sollte. — Mit zwei Worten: Young schilderte Leidenschaften, Shakespeare das mit Leidenschaften verbundne Sentiment, das Gefühl des Moments; Young entwarf sich die Idee, Shakespeare ergriff sie, je nachdem sie sich ihm von selbst hingab.

Wollen wir nicht bei diesen beiden trefflichen Stücken noch ein wenig stehen bleiben? Vielleicht finden wir manche kleine Erläuterung darin, die uns im Folgenden zu statten kommen kann.

Was an Youngs Trauerspielen durchgängig sichtbar ist, die schwache Kenntniſs des Menschen, die er nur von Herfordshire aus übersehn zu haben scheint, erhellet am deutlichsten in dem Genannten.

Alles ist hier die schale Abbildung neuerer Helden nach französischem Zuschnitte, die von grofsen Empfindungen, über die gemeine Menschheit erhabnen Enthusiastereien daher tönen, und dabei so süfslich von Liebe zu schwatzen wissen! Ein solches *air doucereux*, womit die Handlung gleich in den ersten Scenen eingeleitet wird, könnte man in Shakespear's fehlerhaftesten Stücken vergebens suchen.

Love calls for Love. Not all the pride of beauty;
Those eyes, that tell us what the Sun is made of;
Those lips, whose touch is to be bought with life;
Those hills of driven snow, which seen are felt:
All these possest, are nought, but as they are
The proof, the substance of an inward passion,
And the rich plunder of a taken heart.

— —

Ah why so sad? You know, each sigh doth shake me;
Sighs there, are tempests here —
I' ve heard, bad men would be unblest in heav'n:

What is my guilt, that makes me so with you?
Have I not languish'd prostrate at thy feet?
Have I not liv'd whole days upon thy sight?
Have I not seen thee where thou hast not been?
And, mad with the idea, clasp'd the wind,
And doated upon nothing?

— —

Must I despair then? Do not shake me thus;
My tempest-beaten heart is cold to death:
Ah! thurn and let me warm me in thy beauties.
Heavn's! what a prove I gave, but two nights past,
Of matchless love! To fling me at thy feet,
I sligthed friendship, and I flew from fame,
Not heard the summons of the next day's battle:
But darting headlong to thy arms, I left
The promis'd fight: I left Alonzo too,
To stand the war, and quell a world alone. *)

*) Liebe heiſst Liebe. Nicht der Stolz dieser Schönheit, nicht diese Augen, aus deren Stoffe die Sonne gemacht zu seyn scheint, nicht diese Lippen, deren Berührung man gern mit dem Leben erkaufen möchte, nicht diese Hügel von gediegenem Schnee, deren bloſser Anblick schon Gefühl ist,

So lauten die Seufzer des zärtlichen **Don Carlos**; wollen Sie wissen, in welchen Ton der zärtlichere **Don Alonzo** sie zu stimmen weiſs; so lesen Sie folgendes:

nicht der Besitz von diesem allen hat einen Werth, als nur in wiefern er aus dem Wesen einer innern Leidenschaft entspringt, und die reiche Beute eines eroberten Herzens ist. — — —

Ach, warum so traurig? Ihr wiſst, jeder Eurer Seufzer erschüttert mich. Seufzer dort, sind hier Sturm. Ich habe sagen hören, daſs böse Menschen sogar im Himmel nicht selig seyn würden: womit habe ich gegen Euch gesündigt, daſs Ihr mit mir so verfahrt? Habe ich nicht zu Deinen Füſsen im Staube geschmachtet? Habe ich nicht tagelang nur von Deinem Anschaun gelebt? Habe ich Dich nicht auch da, wo du nicht warst, angeschaut? und, von diesem bloſsen Gedanken bis zum Wahnsinn erhitzt, die Luft umarmt, und ein Nichts angebetet? — — — —

Soll ich denn verzweifeln? Stürze mich nicht so in den Abgrund! Mein durchstürmtes Herz ist leichenkalt! Ach, wende Dich zu mir, daſs ich mich an Deiner Schönheit erwärme! Himmel! welchen Beweis gab ich nur erst vor zwei Näch-

O cruel insult! are those tears your sport,
Which nothing but a love for you could draw?
Africk I quell'd, in hope by that to purchase
Your leave to sigh unscorn'd: but I complain not:
'Twas but a world; and you are — Leonora.

— —

What could I do? —
I saw you, and to see, is to admire:
I often sigh'd, nay wept; but could not help it. etc.

Leonora.

I hate thee, o Alonzo! how I hate thee!

Alonzo.

Indeed? And do you weep for hatred too?
O what a doubtful torment heaves my heart! —

ten von einer Liebe ohne Beispiel! Um zu Deinen Füſsen zu schmachten, ward ich der Freundschaft abtrünnig, entfloh dem Ruhme, hörte nicht den Aufruf zur Schlacht des folgenden Tages, achtete nicht des gewissen Sieges, nur um Dir in die Arme zu fliegen: lieſs Alonzo sich dem Andrange einer kriegenden Welt allein entgegen stemmen.

I hope it most — and yet I dread it more.
Should it be so, should her tears flow from thence;
How would my soul blaze up in ecstasi! etc. *)

oder lesen Sie vielmehr die ganze Scene, und bewundern Sie nebenher die Kunst des Dichters (denn Natur darf ich nicht

*) Grausamer Spott! Sind diese Thränen, die mir nur meine Liebe abdringen konnte, Euer Spiel? Afrika überwand ich, weil ich mir durch diesen Sieg den Preis, daſs Ihr meiner Seufzer nicht länger spotten würdet, zu erkaufen hoffte. Doch ich beklage mich nicht: jenes war nur eine Welt, und Ihr seid Leonora — — — —

Was konnte ich thun? Ich sah Euch, und Euch sehn, heiſst Euch bewundern. Oft habe ich geseufzt, ja geweint, konnte es nicht ändern u. s. w.

Leonore. Ich hasse dich, Alonzo. O wie ich dich hasse!

Alonzo. Wirklich? Und aus Haſs weint Ihr sogar? O welch ein stürmischer Zweifel erhebt mein Herz! Ich hoffe es, und doch mehr noch fürchte ich's. Wäre es wirklich so, und flössen ihre Thränen aus dieser Quelle, o wie würde meine Seele in Entzücken aufsprühen! u. s. w.

sagen) mit der er nicht nur seinen Alonzo einen gewissen Freundschaftsdienst, wie der war, den Gellert seinem Amyant nachrühmte, ausüben läſst, sondern auch noch den armen betrognen Don Carlos durch den mächtigen Bewegungsgrund, daſs Alonzos Glückseligkeit die seinige sei, zu bereden weiſs, die für sich selbst ersehene Schöne dem Braut-Werber abzutreten. Zwar wie hätten die beiden Helden und Liebhaber den Ränken des Zanga, dessen Maschinen sie sind, widerstehen können, da sein Hin- und Wiedergehen schon von mehr als magischer Kraft ist? Und hierin muſs man diesem Rach-Engel von der schwarzen Gestalt freilich den Vorzug über Jago einräumen, der doch wenigstens genöthigt ist, den Augenschein zu Hülfe zu nehmen.

Ohne Ironie zu reden — Zanga ist das wunderlichste Meisterstück der Natur, das sich denken läſst: er ist ein Nichtswürdiger, der zu seinen Niederträch-

tigkeiten hohe Bewegungsgründe anzugeben hat:

— — The spirits numberless
Of my dear countrymen, which yesterday
Left their poor bleeding bodies on the field,
*Are all assembled here, and o'er inform me — *)*

ein Bösewicht, der sich zu der allerunedelsten Art der Rache herabläſst, und zugleich, was Don Alonzo, Don Carlos, Don Manuel — was Youngs Helden alle sind, ein Mann von erhabner Denkungsart ist:

Fall'n Christian, thou mistak'st my character.
Look on me. Who am I? I know, thou say'st
The Moor, a slave, an abject, beaten slave
(Eternal woes to him that made me so!):
But look again. Has six years cruel bondage

*) Die zahllosen Geister meiner theuern Waffenbrüder, die gestern aus ihren blutenden Leichnamen entflohen, sind hier alle versammelt, und belehren mich, was ich zu thun habe. — — — —

Extinguish'd majesty so far, that nought
Shines here, to give an awe of one a bowe thee?
When the great Moorish King, Abdalla,
fell,
Fell by thy hand accurs'd, I fought fast by him;
His son, tho', thro' his fondneſs, in disguise,
Leſs to expose me tho th' ambitious foe.
Ha! does it wake thee? O'er my father's corse
I stood astride, till I had clove thy crest;
And then was made the captive of a squadron,
And sunk unto thy servant —

— —

Must I despise thee too, as well as hate thee?
Complain of grief? complain thou art a man.
Priam from fortune's lofty summit fell;
Great Alexander midst his conquest's mourn'd,
Heroes and Demi-gods have known their sorrows;
Caesars have wept; and I have had my blow:
But 'tis reveng'd: and now my work is done.
Yet e'er I fall, be it one part of vengeance,
To make e'en thee confeſs that I am just.
Thou seest a prince, whose father thou hast slain,
Whose native country thou hast laid in blood,

Whose sacred person, oh! thou hast prophan'd,
Whose reign extinguish'd. What was left to me
So highly born? No Kingdom, but revenge.

— —

Let me but look one moment on the dead;
And pay yourselves with gazing on my pangs.
Is this Alonzo? Where's the haughty mien?
Is that the hand which smote me? Heavn's,
how pale!
And art thou dead? So is my enmity.
I war not with the dust. The great, the proud,
The conqueror of Africk was my foe.
A lion preys not upon carcasses.
This was the only method to subdue me:
Terror and doubt fall on me: all thy good
Now blaces; all thy guilt is in the grave.
Never had man such funeral applause;
If I lament thee, sure thy worth was great. *)

*) Gefallner Christ, Du verkennst meinen Charakter. Betrachte mich recht. Wer bin ich? Ich weifs, Du wirst sagen: der Mohr, ein Sklave, ein verworfner, geschlagner Sklave; (und weh dem auf ewig, der mich dazu gemacht hat.) Aber

Lassen Sie Sich diese Funken der Grofs-
muth und eines hohen Herzens nicht irren;

betrachte mich recht. Haben sechs Jahre einer grausamen Dienstbarkeit die Majestät in und an mir so ganz ausgelöscht, dafs nichts mehr von ihr Dir entgegenstrahlt, was Dir Ehrerbietung gegen eine Person, die so weit über Dich erhaben ist, abdringen könnte? Als der grofse Mohrenkönig Abdalla fiel, durch Deine verworfne Hand fiel, da war ich's, der an seiner Seite focht, ich, sein Sohn, wiewohl, seiner väterlichen Liebe zu Gefallen, durch eine verstellte Tracht mich der Aufmerksamkeit eines ehrsüchtigen Feindes entziehend. Ha! besinnst Du Dich nun? Über dem Leichnam meines Vaters ausgespreitet stand ich da, bis ich Deine Sturmhaube gespaltet hatte, und dann in die Gefangenschaft einer Reiterschaar, und durch sie in Deine Dienstbarkeit gerieth. — — — —

Mufs ich Dich denn eben so sehr verachten, wie ich Dich hasse? Klagst Du über Schmerzen? Klage, dafs Du ein Mann bist! Priamus fiel von dem Gipfel irrdischer Glückseligkeit; der grofse Alexander trauerte unter allen seinen Eroberungen; Heroen und Halbgötter haben ihre Leiden gehabt; Cäsare haben geweint; und ich habe meinen Faust-

der Afrikaner, der sich einen Löwen nennt, ist nur ein gemeiner Fuchs; die Grimace

schlag empfangen: doch der ist nun gerächt, und ich habe mein Werk vollbracht. Ehe ich aber falle, sei es noch ein Theil meiner Rache mehr, Dir das Geständnifs abzudringen, dafs ich Gerechtigkeit an Dir geübt habe. Du siehst hier vor Dir einen Prinzen, dessen Vater Du erschlagen, dessen Geburtsland Du mit Blut überschwemmt; dessen (oh!) dessen geheiligte Person Du gemifshandelt, dessen Thron Du umgestürzt hast. Was war mir, dem zum Throne gebornen, nach allem diesen noch übrig geblieben? Mein Königreich nicht, aber Rache. — — — — —

Nur noch einen Augenblick lafst mich diesen Todten ansehen, und weidet Ihr dafür Eure Augen an meinen Qualen. Ist diefs Alonzo? Diefs die stolze Miene? Diefs die Hand, die mich schlug? Himmel! wie blafs! Und bist Du nun todt? So sei es denn itzt auch mein Hafs. Ich kriege nicht mit dem Staube. Der Grofse, der Übermüthige, der Eroberer von Afrika war mein Feind. Löwen weiden sich nicht an Leichen. Nur so hat er mich überwinden können. Schrecken und Zweifel überfällt mich; all Dein Gutes, Alonzo, strahlt mir

eines Löwen ward ihm erst da eigen, da er aus dem Kopfe des Poeten hervorsprang.

Von dieser Pracht des Sentiments weiſs der Shakespear'sche Jago nichts. Er ist ein Lotterbube, der auf Gröſse des Geistes keinen Anspruch macht; ein lüderlicher Officier, der wohl eingesehen hat, daſs man im Kriege oft eben so sehr durch Ränke, als durch Thaten, steigt; ein Mensch, der, vielleicht nicht ohne Grund, glaubt, daſs sein General gewisse Gunstbezeigungen seiner Frau mit ihm getheilt hat; und ihm dafür beiläufig (denn nicht die Rache am Othello, sondern ein kitzelnder Hang nach Cassios Posten ist sein erster Haupt-Bewegungsgrund) einen Soldaten-Streich spielen will. Seine Glau-

itzt auf einmal entgegen; alle Deine Schuld hat der Tod ausgetilgt. Nie hatte ein Sterblicher einen solchen Leichenredner. Wenn ich Dich betraure, wahrlich! so muſste Dein Werth nicht gering seyn!

bens-Artikel sind, alle Welt für Narren zu halten, und das Hauptgebot seiner menschenfreundlichen Gesinnung ist, zum Behuf seines Beutels und seines Ehrgeizes den Narren mit ihr zu machen. Diese Grundsätze erklärt er uns so klar und bündig, daſs es unmöglich ist, sich in seiner theuren Person zu irren.

— —

— — *You shall mark*
Many a duteous and kneel-crooking knave,
That, doating on his own obsequious bondage
Wears out his time much like his master's aſs,
For nought, but provender, and when he's old, cashier'd;
Whip me such honest knaves — Others there are,
Who trimm'd in forms and visages of duty,
Keep yet their hearts attending on themselves,
And throwing but shows of service on their Lords,
Well thrive by them; and when they've lin'd their coats,

Do themselves homage. — These folks have some soul,
And such a one do I profess my self. *)

*) Ihr werdet manchen kriechenden Burschen voller Kratzfüſse und Bücklinge gesehen haben, der, seinem eignen gehorsamen Dienerstande huldigend, sich durch das Leben, so zierlich wie der Esel seines Herrn hindurchschleppt, für nichts als eine Handvoll Futter; und wenn er stumpf und unbrauchbar geworden ist, seinen Laufzettel mit eben solchen Kratzfüſsen dahinnimmt. Her mit der Hetzpeitsche für solche erbärmliche Schufte! — Dagegen giebt es andere, die den gehorsamen Diener nur äuſserlich spielen, und unter der Form und Gebehrde der Unterthänigkeit desto mehr auf ihren eignen Vortheil bedacht sind, indem sie durch das Ansehen, das sie sich zu geben wissen, als ob der Dienst ihres Herrn ihnen über alles ginge, an ihrer persönlichen Unabhängigkeit für die Zukunft arbeiten, und wenn sie alle ihre Näthe mit Gold gefüttert haben, fröhlich daraus scheiden, um selbst den Herrn zu spielen. — Diese Menschenkinder haben doch Geist, und für so einen bekenne auch ich mich.

In dieser würdigen Situation erscheint er uns gleich bei dem ersten Auftritte, da er den guten Rodrigo um seine Börse schnellt, ihm den Kopf mit lächerlichen Versprechungen anfüllt, und so den armen Pflastertreter immer weiter zum Verderben hinter sich herzieht, wie der Fuchs den Ziegenbock zum Schöpfbrunnen. Dieser Charakter ist unnachahmlich bis ans Ende fortgeführt, und es geht kein Wort aus seinem Munde, das ihn nicht nach allen Schatten seiner Bübereien auszeichnete, und dem Zuschauer ein so fruchtbares Feld von Beobachtungen darböte, als ob er die mannichfaltige Natur selbst vor Augen hätte.

Um endlich auf den Punkt der Eifersucht zu kommen — sie hat der Dichter des Alonzo dem Dichter des Othello glücklich nachgebildet, und was vielleicht bei den meisten Lesern zu seinem Vortheil entscheidet, er hat sie viel schö-

ner kolorirt, eine vortreffliche Gruppe im Geschmack des le Brün daraus gemacht.

Mir ist kein Schriftsteller bekannt, der diese Leidenschaft tiefer überdacht, und frappanter gemalt hätte, als Shakespeare. Wenn ich hiebei die Weisheit erwäge, mit der er nach dem Charakter des Othello, eines sehr festen und gehärteten Geistes, kleine Ausnahmen von der vorgelegten Regel macht, die er dem ungeachtet wie mit einem zarten Fingerdrucke andeutet: ein Talent, das ihn beständig von allen übrigen Dichtern unterscheidet, und welches gerade das nämliche Talent ist, was Lord Kaimes die Geschicklichkeit nennt, „jede Leidenschaft nach dem Eigenthümlichen des Charakters zu bilden, die Sentiments zu treffen, die aus den verschiednen Tönen der Leidenschaften entspringen, und jedes Sentiment in den ihm eignen Ausdruck zu kleiden" — wenn ich diefs und noch so vieles unter Einen Sehepunkt bringe; so kann

ich Ihnen schwerlich ganz beschreiben, wie sehr ich dieses Lieblings-Genie der mütterlichen Natur bewundere, liebe, mit Entzücken liebe.

Allein es zeigt sich noch immer eine merkliche Verschiedenheit unter den beiden Dichtern in der Anlage der Wirkungen.

Beim Young ist es nicht Leonora, sondern Zanga, die der Flamme einen Schwung giebt. — Beim Shakespeare ist es Desdemona, die in eine angemessene Lage gestellte unschuldige Desdemona. — Was thut doch Leonora, möchte ich fragen, das den Schritt des raschen Alonzo im geringsten rechtfertigen könnte? — Beim Shakespeare hingegen durfte der schleichende Jago den Funken nur in das Gemüth des Othello wie von ohngefähr ganz nachläſsig hinwerfen; Desdemona selbst thut das übrige; sie facht ihn durch ihre Vorbitten für den bereits verdächtigen Cassio, durch die nachher vom Widerstande er-

höhte Lebhaftigkeit ihrer Vermittelung, die ein Beweis ihres guten Herzens hätte seyn sollen, immer stärker an; sie treibt ihn endlich durch ihre ungezwungne Freudensbezeugungen über das Glück dieses Mannes bis zur Verheerung empor: und diese allmälige Gradation des Affekts, die eben so sehr vom Anscheine der Kunst entfernt ist, als die Fallstricke des Zanga es nicht sind, ist das Meisterstück, der Triumph der Kunst. Sie finden beim Young keine einzige solche Scene, wie die, wo Othello in der Heftigkeit seines kochenden Herzens den Brief des Gesandten, der für ihn so wichtig war, nicht liest, sondern zu lesen scheint, — und unterdessen auf die Reden der Desdemona hinhorcht, die ihm wie verzehrendes Feuer durch Mark und Bein dringen, dafs die lang verhaltne Flamme auf Einmal ausbricht, dafs er sie — Desdemonen — vor allen Umstehenden — vor dem Angesichte der venetianischen Abgeordneten —

schlägt — eine so unwillkührliche und charakteristische Bewegung, die ich durch die delikateste Wendung eines neuern Artisten nicht ersetzt wissen möchte.

Dagegen hat Young von einer andern Seite über das Gemälde seines Vorgängers zu rencheriren gesucht. Die unaufhaltsam wiederkehrende Liebe ist in dieser Leidenschaft ein merklicher Zug. Shakespeare hat ihn, aber Young hat ihn so sehr, daſs er sogar die Entschlossenheit des Alonzo überholt. Dieſs ist ohne Zweifel der glänzendste Theil in dem Youngschen Trauerspiele. Der Streit der Liebe und der Wuth ist hier mit so lebhaften Farben geschildert, daſs Leser und Zuschauer in Ströme von Thränen ausbrechen müssen. Man kann diesen Scenen schlechterdings nicht widerstehn; sie übertreffen alles, was der zärtliche Otway, oder Rowe, Otways Nachahmer, jemals in dieser Art gemacht haben. Was

kann gefühlvoller, was kann stärker seyn, als folgende Tiraden?

— — O she was All!
My fame, my friendship, and my love of arms,
All stoop'd to her; my blood was her possession:
Deep in the secret foldings of my heart,
She liv'd with life, and far the dearer she:
But — and no more — set nature in a blaze
Give her a fit of jealousy — away —
To think on't is the torment of the damn'd;
And not to think on't, is impossible.
How fair the cheek, that first alarm'd my soul!
How bright the eye, that sets it on a flame!
How soft the breast, on which I laid my peace
For years to slumber, unawak'd by care!
How fierce the transport! how sublime the bliſs!
How deep, how black, the horror, and despair!

— — —

I gaze and I forgot my existence;
'Tis all a vision: my head swims in heav'n.
Wherefore, o! wherefore this expence of beauty?
And wherefore — oh! —

Why I could gaze upon thy looks for ever,
And drink in all my being from thine eyes;
And I could snatch a flaming tunderbolt,
And hurl destruction —

— — —

Ye amaranths! ye roses, like the morn!
Sweet myrtles, and ye golden orange-groves!
Why do you smile? Why do you look so fair?
Are you not blasted as I enter in?
Yes; see how every flow'r lets fall its head!
How shudders every leaf without a wind!
How every green is as the ivy pale!
Did ever midnight ghosts assemble here?
Have these sweet ecchoes ever learnt to groan?
Ioy-giving, love-inspiring; holy bow'r!
Know, in thy fragrant bosom thou receiv'st
A murderer — O! I shall stain thy lilies,
And horror will usurp the seat of bliss.
So Lucifer broke into Paradise,
And soon damnation follow'd. — Ha! she sleeps.
The day's uncommon heat has overcome her:
Then take, my longing eyes, your last full gaze.
O what a sight is here! How dreadful fair!

Who would not think that Being innocent?
Where shall I strike? Who strikes her, strikes
himself.
My own life-blood will issue at her wound.
O my distracted heart! — O cruel heav'n!
To give such charms as those, and then call man,
Meer man, to be your executioner!
Was it because it was too hard for you?
But see, she smiles! I never shall smile more:
It strongly tempts me to a parting kiſs. —
Ha! smile again? She dreams of him she loves:
Curse on her charms: I'll stab her thro' them all!

— — —

— Thou piece of witch craft! — I would say,
Thou brightest angel! I could gaze for ever.
Where hadst thou this? Enchantreſs, tell me
where?
Which with a touch works miracles, boils up
My blood to tumults, aud turns round my brain!
Ev'n now thou swim'st before me: I shall lose thee;
No, I will make thee sure, and clasp thee all.
Who turn'd this slender waste with so much art,
And shut perfection in so small a ring?

Who spread that pure expanse of white above,
On which the dazled sight can find no rest;
But, drunk with beauty, wanders up and down,
For ever, and for ever finds new charms?
But, o those eyes! those murderers! O whênce,
Whence did'st thou steal their burning orbs?
From heav'n?
Thou did'st, and 'tis religion to adore them. *)

*) O sie war mein Alles! Ruhm, Freundschaft, Waffenliebe, vor ihr verschwand mir das alles. Für sie rannte mein Blut; tief in der geheimsten Falte meines Herzens lebte sie mein Leben, und bei weitem das theuerste von meinem und ihrem Leben war mir ihres. Aber — hin ist's — steckt die Natur in Brand! entzündet in ihr die Fieberhitze der Eifersucht! Weg, weg damit! Nur daran zu denken, ist Qual der Verdammten; und doch nicht daran zu denken, ist unmöglich. — Wie schön ihre Wange, die zuerst meine Seele bewegte! wie blitzend das Auge, das mein Inneres entflammt! wie weich der Busen, an dem ich die Ruhe meines Lebens zu betten, alle meine Sorgen einzuschläfern hoffte! wie feurig meine Triebe! wie himmlisch meine Seligkeit! wie tief gesunken, wie schwarz mein Entsetzen, meine Verzweiflung! — — —

Und doch sind diefs nur einzelne Tiraden, aus ihrer Verbindung herausgerissene Tira.

Mit Erstaunen betrachtete ich Dich, und vergafs mein eignes Daseyn. Alles ist nur ein Traum; mein Gehirn schwimmt im Himmel! Ach, wozu, wozu diefs Uebermaafs von Schönheit? und wozu — oh! — — —

Siehe, ich könnte ewig an Deinen Blicken hangen, könnte aus Deinen Augen mein ganzes Daseyn trinken, könnte einen flammenden Donnerkeil ergreifen, und Vernichtung herabschleudern — — —

Ihr Amaranthen, ihr Rosen, schön wie das Morgenroth, ihr lieblichen Myrten, ihr goldnen Orangenhayne! warum lächelt ihr so freundlich? warum blüht ihr so schön? und verdorrt nicht vor meinem Eintritt? Doch! doch! siehe, wie jede Blume ihr Haupt senkt! wie jedes Blättchen, auch wo kein Lüftchen sich regt, schaudert! wie jedes Grün, gleich dem Epheu, erbleicht! Haben sich an dieser Stätte je die Geister der Mitternacht versammelt? haben diese melodischen Wiederhalle je seufzen gelernt? Liebeathmende, heilige Laube! Freudegeberin! wisse, in deinem würziggewölbten Busen empfängst du einen Mörder! — O, ich werde deine Lilien beflecken, und das Graun wird

den, entblöſst von der Situation der Handlung, entblöſst von Allem. — So würde

sich des Sitzes der Wonne bemächtigen. So brach Lucifer in das Paradies ein, und hinter ihm her folgte die Verdammniſs. — Ha! sie schläft; die ungewöhnliche Mittagshitze hat sich ihrer bemächtigt. So nehmt denn, meine schmachtenden Augen, noch diese letzte volle Weide an ihrem Anschaun, Ach, welch ein Anblick! wie furchtbar schön! Wer sollte dieſs Wesen nicht für unschuldig halten? Wo werde ich hinstoſsen können? Wer diese Brust durchbohrt, der durchbohrt sich selbst; mein eignes Herzblut wird aus ihrer Wunde strömen. O mein zerriſsnes Herz! — Grausamer Himmel! solche Reize, wie diese, erschaffen, und dann dem Arme eines Mannes, eines bloſsen Sterblichen, dein Richteramt übertragen! Fiel es dir zu schwer, sie selbst hinzurichten? — Aber siehe, sie lächelt. Nie werde ich wieder lächeln. Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, sie noch einmal zum Abschiede zu küssen. — Ha, sie lächelt abermals! sie träumt von ihrem Buhler! Verdammt sei der Zauber ihrer Reize! Durch sie alle hindurch will ich sie ermorden. — — —

Du Werkzeug der Zauberei — ach nein! Du

jeder andrer Mensch gedacht, so sich ausgedrückt, so gehandelt haben: aber (glauben Sie mir, es wird mir schwer, hier eine Anmerkung zu machen, die einem

glänzender Engel! ewig könnte ich Dich anschaun. Wo hattest Du das her? Zauberin, sage mir, woher diese Fülle der Anmuth, die solche Wunder schon durch die bloſse Berührung bewirkt? Die mein Blut in Aufruhr versetzt? mein Gehirn bis zum Wahnsinn empört? Vorüber schwimmt mir Dein Bild! Nein, nein! ich lasse Dich nicht! verlieren will ich Dich nicht! mit diesen Schlingen ringsum will ich Dich fesseln! Wer war der Künstler, der diesen schlanken Umriſs erfand? Der alle wirkliche Vollkommenheit in einen so schmalen Ring einschloſs? Wer breitete über die obern Theile dieſs reine Weiſs aus, auf dem das geblendete Auge nirgends einen Ruhepunkt findet, auf dem es, berauscht von so viel Schönheit, auf und ab irrt, und doch immer wieder etwas noch Schöneres erblickt, was es vorher nicht wahrnahm? Aber ach! diese Augen! diese Mörder! ach, wem entwandtest Du diese brennenden Kreise? dem Himmel? Ja, ihm selbst; und sie anbeten, ist Frömmigkeit.

solchen Dichter nachtheilig scheinen mufs) aber eben darum, weil diese Sentiments für Shakespeare zu allgemein waren, eben darum, weil sie der Festigkeit, der gesetzten Stärke des Mohren von Venedig widersprochen hätten, konnte Othello in keinem so rührenden Lichte gezeigt werden. Der Dichter hatte aufserdem das Gemälde vollendet; — und Sie werden mir schon in der Beobachtung zuvorgekommen seyn, dafs der Zwek des Poeten nicht sowohl die Erregung des Schreckens und Mitleidens in dem Herzen der Zuschauer, als vielmehr die Natur der Eifersucht selbst sei. So sind auch die auf die Erstickung der Desdemona folgenden Scenen offenbar viel schwächer, als das vorhergehende, und tragen so wenig zu dem Hauptzweck der Tragödie bei, dafs sie die ersten Eindrücke nur lindern, anstatt sie zu verstärken.

III.

Ich habe mich in meinen beiden vorigen Briefen länger, als ich Willens war, bei der Vergleichung unsers Shakespeare mit einigen modernen Trauerspieldichtern aufgehalten *). Lassen Sie uns itzt auf die Anwendung meines obigen Grundsatzes zurückkommen,. daſs die Shakespear'schen Werke nicht aus dem Gesichtspunkte der Tragödie, sondern als Abbildungen der sittlichen Natur zu beurtheilen sind.

Zu diesen gehören nun freilich auch die Leidenschaften; und ich bin, wenn Sie wollen, der erste zu behaupten, daſs Niemand in den Leidenschaften gröſsere

*) Diese Vergleichung betraf den Shakespear'schen König Lear mit der besser entworfnen, als ausgeführten Umarbeitung des Hofpoeten Nahum Tate, ferner den Heinrich V. von Aaron Hill, und endlich den Cäsar in Aegypten von Colley Cibber, die aber in der vorigen Ausgabe, so wie hier fehlt.

Talente haben könne, als Shakespeare. Ich glaube mit dem vorher angeführten Lord Kaim's, „dafs die starke Natur, die man an den Stellen wahrnimmt, wo er die Leidenschaften wirken läfst, und die sich in der feinsten Richtigkeit der Sentiments und des Ausdrucks zeigt, Lesern von der eingeschränktesten Fähigkeit in die Augen fallen müsse." — Ich glaube aber zugleich, dafs diefs Talent nicht sein gröfstes noch vorragendes sei.

Und eben diefs ist es, was ich, wenn ich einen Kommentar über Shakespear's Genie schreiben sollte, am meisten bewundern würde, dafs nämlich jede einzelne Fähigkeit des menschlichen Geistes, die schon insbesondere Genie des Dichters heifsen kann, bei ihm mit allen übrigen in gleichem Grade vermischt, und in Ein grofses Ganze zusammengewachsen sei. Er hat Alles — den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den

Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske — und das Sonderbarste ist, daſs Niemand sagen kann, diesen hat er mehr, und jenen hat er weniger.

Schade, werden Sie ausrufen, daſs ein so vollkommnes Genie einen so fehlerhaften Geschmack haben muſste!

Und dreimal Schade, setze ich hinzu, daſs es nicht anders seyn konnte, wenn wir ihn beständig nur auf uns, und auf unser Jahrhundert beziehen. — Diese Chorde ist schon oft berührt: aber lassen Sie uns doch versuchen, ob sich nicht etwas darüber sagen läſst, was die Sache begreiflich macht.

Die Geschmacks-Fehler, die Shakespeare bei feinen und unpartheiischen Lesern vornämlich zur Last fallen, sind, nächst der Vernachläſsigung des Kostüme, das Gezierte, Spitzfindige, Zweideutige und Übertriebene, das so oft die *nativam simplicitatem* seines gewöhnlichen Ausdrucks zu überschwemmen scheint. Über

den ersten Punkt bin ich mit diesen Lesern gleich einig; er ist keiner Rechtfertigung fähig. In Ansehung des zweiten weiſs Pope keine bessere Entschuldigung für ihn zu finden, als daſs er „genöthigt war, dem schlechtesten Theile des Volks gefällig zu seyn, und in der schlimmsten Gesellschaft zu leben." — Der scharfsinnige Lord, den ich schon zweimal angeführt habe, ist der Meinung, „er habe weder in seiner eignen, noch in irgend einer lebenden Sprache ein Muster von Gesprächen vor sich gehabt, die sich fürs Theater geschickt hätten; wenn er irgendwo unter sich selbst falle, so sei es in Scenen ohne Leidenschaft; indem er da strebe, sein Gespräch über den Ton des gemeinen Umgangs zu erheben, verfalle er in verwickelte Gedanken, und in einen dunkeln Ausdruck." —

So viel ich von der Sache begreife, bedarf es keiner dieser Ausflüchte, so bald man sich in das Genie des Dichters setzt,

das kein höheres Lob kannte, als die Natur eines jeden Gegenstandes nach den kleinsten Unterscheidungszeichen zu treffen. Seine Wortspiele legt er fast beständig nur dem schlechtesten oder lustigsten Theile seiner Theater-Personen in den Mund, weil es dieser Klasse von Menschen, in allen Zeitaltern, vom Aristophanes und Plautus an, zur Natur geworden ist, sich diese Art des Witzes vorzüglich zuzueignen.

Dafs diefs wirklich Shakespear's Meinung war, erfahren wir gelegentlich vom Lorenzo im *Merchant of Venice*: „*How every fool can play upon the word! I think, the best grace of wit will shortly turn into silence, and discourse grow commendable in none but parrots.— Good Lord, what a wit-snapper are you.— Yet more quarrelling with occasion? wilt thou shew the whole wealth of thy wit in an instant? I pray thee,*

understand a plain man in his plain meaning. —

O dear discretion, how his words are suited!
The fool hath planted in his memory
An army of good words; and I do know
A many fools that stand in better place,
Garnish'd like him, that for a tricksy word
*Defy the matter — *)*

*) Wie doch jeder Geck mit den Worten zu spielen weiſs! Bald, denke ich, wird der seinen Witz am schönsten bewähren, der gar nichts sagt, und nur der Papagey sich durch seine Gabe des Sprechens empfehlen. — Lieber Himmel! was seyd Ihr doch für ein Witzschnapper! — Schon wieder auf der Jagd hinter einer Sylbe her? Willst Du die ganze Rüstkammer Deines Witzes auf einmal ausleeren? Ich bitte Dich, verstehe doch die schlichten Worte eines schlichten Menschen, wie sie zu verstehen sind. — O du liebe Vernunft! wie er mit seinen Schellen zu klingeln weiſs! Der Narr hat in seinem Gedächtnisse eine ganze Armee von Wortspielen zu seinem Gebote. — Und doch kenne ich Narren, die an einer bessern Stelle, mit ähnlichen Schellen behangen, für das

Hier hätte ich die vortrefflichste Gelegenheit, dem Eiferer Shakespeare einen glanzvollen Standort anzuweisen, ihn für einen grofsen Beförderer des guten Geschmacks, für einen Reformator des falschen Witzes auszugeben, und ihn bald mit Longin, bald gar mit — Gottscheden zu vergleichen. Aber ich bin saumselig genug, diese herrliche Veranlassung nicht zu nutzen, und ganz kaltsinnig anzumerken, dafs es hier eben so sehr in Lorenzos Charakter war, über Wortspiele zu spotten, als in Launcelots, Wortspiele zu machen. Wie würden wir es sonst erklären, dafs der Dichter an andern Stellen, wo er der Mühe, Wortspiele zu erfinden, gar hätte überhoben seyn können, so freigebig damit ist? Ich denke, es ging ihm ziemlich, wie dem muntern Konsul, dem Verfasser des Brutus, oder

blofse leere Wortgeklingel ihre Haupt-Materie Preis geben.

wie Swift, der in einer eignen *Art of punning* den Unwitz der Wortspiele aus einander setzte, und doch selbst vielleicht der gröſste *punster* in England war.

Und, ohne so viel Umschweife zu machen, wer könnte auch wohl läugnen, daſs es Wortspiele giebt, die wenigstens eben so scharfsinnig sind, als das witzigste *bon mot* in einem französischen *ana*?

Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae!

Dieser korrekte Hexameter des Virgil, den der Dechant von Dublin in ein Wortspiel travestirte, als ein Frauenzimmer mit ihrem Manteau eine Kremoneser-Geige vom Nagel riſs, war, wenn wir auf die Grundsätze des Witzes zurückgehn, ein wahres *bon mot* von ächtem Witze.

— — *Quae iuga Dauniae*
Non decoloravere caedes? —

ist ein Motto vor einer Ode unsers Ramlers, und ein — Wortspiel. Der ober-

wähnte Tullius trägt kein Bedenken zu behaupten, daſs Wortspiele sogar der ernsthaftesten Rede einen neuen Schwung geben. *Ex ambiguo dicta vel argutissima putantur, sed non semper in ioco, saepe etiam in gravitate versantur. Ingeniosi enim videtur, vim verbi in aliud atque caeteri accipiant posse ducere.*

Solchergestalt hätte ich also Gründe beigebracht, Sie über diesen wichtigen Punkt zu befriedigen, hoffentlich auch den seligen Schlegel, wenn er noch lebte, der über das Wortspiel des M. Antonius sehr ungehalten war, weil er dem luxuriösen Witze dieses dafür bekannten Römers nichts nachsehen wollte. Wie aber, wenn ich Ihnen einen klaren Beweis beibringe, daſs Shakespear's Lebensjahre gerade das goldene Alter der Wortspiele waren, und daſs König Jakob, der affektirteste Sprecher von der Welt, nicht nur seinem Hofe, sondern sogar der Kanzel den Ton gab? Werden Sie Popen oder

Wielanden noch immer glauben, dafs Stellen dieser Art nur für den untersten Pöbel da stehn? Mein Gewährsmann ist der Doktor Zachary Grey, der uns aus den Predigten des Bischofs Andrews, des gelehrtesten Prälaten zu Shakespear's Zeit folgende Anthologie aufgehoben hat. Merken Sie Sich zugleich, dafs diese Predigten vor dem Könige gehalten worden: die erste über 1 Timoth. VI. 1.

The mystery, hebt der Bischof an, *here mentioned is the mystery of this feast* (nämlich Christnacht), *and this feast the feast of this mystery: for as at this feast God was manifested in the flesh, in that it is a great mystery, it makes the feast great; in that it is a mystery of godlinefs, it should likewise make it a feast of godlinefs; great we grant, and godly too we trust: would God, as godly as great, and no*

more controversie of one than of the other.

Die zweite über Ephes. I. 10.

Seeing the text is of s e a s o n s (gleichfalls Christnacht) *it would not be out of* s e a s o n *itself: and tho' it be never out of* s e a s o n *to speak of Christ, yet Christ hath his* s e a s o n s. Y o u r t i m e *is always* (*says he John VII.*) *so is not* m i r e; *I have my* s e a s o n s, *one of which* s e a s o n s *is this, the* s e a s o n *of his birth, by which all were recapitulate in* h e a v e n *and* e a r t h, *which is the* s e a s o n *of the* t e x t, *and so this a* t e x t *of the* s e a s o n.

Und schliefslich die dritte:

Upon a day of j o y *here is a text of* j o y, *upon a day of* j o y *for the* K i n g, *a* t e x t *of a* K i n g *in* j o y. *For so we see there is in the* t e x t *a* K i n g, *and he* j o y f u l *and* g l a d — — *And upon these two* (nämlich auf die Befriedigung

des Herzens und der Lippen) *there is a s e l a. For these two, one would think, were able to content any. But this s e l a is no s e l a to God; he hath a s e l a, or an e l a above this s e l a — and this is the p r a e v e n i s t i of his goodneſs.— Satisfie the lips; p e t i t e e t d a b i t u r, speak and speed. Satisfie the heart, a v e e t h a b e, wish and have. Not only o p e n t h y m o u t h, but enlarge thy h e a r t never so w i d e, and I will fill it; this is able to satisfie D a v i d, I think, and make him sing s e l a, which is their διαπασῶν.*

Der wichtigste Einwurf ist mir noch übrig — das Gezierte, Spitzfindige und Übertriebne der *diction*, welches der englische Kunstrichter dem Mangel eines Musters für den theatralischen Dialog beimaſs.

Ich habe Lust, mich bei diesen drei Punkten ein wenig aufzuhalten, weil meines Erachtens sehr viel darauf ankommt, ob sie bei unserm Dichter so wesentliche

Fehler sind, als Voltaire uns bereden will. Wenn ich für deutsche Nachahmer schriebe, so würde ich mich freilich lange bedenken, wie ich dieser Untersuchung eine Wendung geben sollte, dafs sie keinen schädlichen Einflufs haben möchte: aber Sie und ich können, Dank sei unserem Phlegma, den Reizungen der gnidischen Venus zusehn, ohne das Schicksal des jungen Menschen zu befürchten, dessen Lucian erwähnt.

Es ist eine alte Anmerkung, dafs jede Nation gewisse eigne Wendungen und Schattirungen in ihrer Sprache habe, die einer andern Nation fremde, zuweilen gar seltsam und affektirt vorkommen. — Diese alte Anmerkung, werden Sie sagen, gilt nichts in gegenwärtigem Falle: denn die gerügten Fehler sind es auch bei den Engländern. — Sehr wohl! Sie geben mir also doch zu, dafs das, was blofs durch die Verdeutschung einen Anstrich des Fremden und Seltsamen erhält, aus der Rech-

nung ausgestrichen werden müsse; und wenn nun diese Verdeutschung gar eine verstümmelte, wie die Wielandische, ist? — Doch davon nachher ein Mehrers.

Eine eben so alte, aber nur selten gemachte Anmerkung ist diese — nicht, wie Sie vielleicht vermuthen, dafs jede Klasse von Menschen in einer Staatsverfassung (auch das ist wahr, und wird mir zu statten kommen) sondern — dafs jedes Stufen-Alter des menschlichen Lebens etwas besonders in der Art sich auszudrücken habe. Shakespeare hatte sie gemacht, und nahm in der Wahl und Farbe seiner Diktion Rücksicht darauf. Wenn Sie daran zweifeln, so vergleichen Sie folgenden Ausdruck des knäblichen, des jugendlichen, des männlichen und des hohen Alters.

KNABE.

— — *Mercy on me!*
Methinks, no body should be sad but I;
Yet I remember when I was in France,

Young Gentlemen would be as sad as night,
Only for wantonneſs. By my christendom,
So were I out of prison, and kept sheep,
I should be merry as the day is long.
And so I would be here, but that, I doubt,
My uncle practises more harm to me.
He is afraid of me, and I of him;
Is it my fault, that I was Geffrey's son?
Indeed it is not, and I would to heav'n,
I were your son, so you would love me, Hubert.

— —

Must you with irons burn out both mine eyes?
And will you? —
Have you the heart? — When Your head did but ake
I knit my handkerchief about your brows;
(The best I had; a Princeſs wrought it me)
And I did never ask it you again;
And with my hand at midnight held your head;
And like the watchful minutes to the hour,
Still and anon chear'd up the heavy time,
Saying, what lack you? and where lies your grief?

Or what good love may I perform for you?
— — — — Will you put out mine eyes?
These eyes, that never did nor never shall
So much as frown on you? — —
Ah, none, but in this iron age would do it!
The iron of itself, tho head red-hot.
Approaching near these eyes, would drink my tears;
And quench its fiery indignation,
Even in the matter of my innocence;
Nay, after that consume away in rust,
But for containing fire to harm mine eye.
Are you more stubborn-hard, than hammer'd iron?
Oh! if an Angel should have come to me,
And told me, Hubert should put out mine eyes,
I would not have believ'd him —

— —

Alas! what need you be so boistrous-rough?
I will not struggle, I will stand stone-still.
For heav'ns sake, Hubert, let me not be bound.
Nay, hear me, Hubert drive these men away,
And I will sit as quiet as a lamb.

I will not stir nor wince, nor speak a word,
Nor look upon the iron angrily:
Thrust but these men away, and I'll forgive you,
Whatever torment you do put me to. *)

*) Daſs Gott walte! Mich dünkt, kein Mensch sollte traurig seyn, als ich. Doch erinnere ich mich, wie ich in Frankreich war, sah ich junge Herren, die so traurig aussehen konnten, wie die traurige Nacht, aus lauter Muthwill. Wäre ich nur aus dem Gefängnisse heraus, und hütete Schafe, ich will nicht Christ heiſsen, wenn ich nicht so lustig seyn wollte, als der Tag lang ist. Und das wollt' ich auch hier: aber ich kann meine Furcht nicht los werden, daſs mein Onkel noch mehr Leides wider mich im Sinn hat. Er fürchtet mich, und ich ihn. Ist es meine Schuld, daſs ich Gef-frey's Sohn war? Nein, gewiſs nicht; und wollte der Himmel, ich wäre Euer Sohn, Hubert, und Ihr hättet mich lieb! — — — Müſst Ihr mit glühendem Eisen meine Augen ausbrennen? müſst Ihr? wollt Ihr? habt Ihr ein Herz dazu? Wenn Euch nur der Kopf weh that, band ich Euch mein Schnupftuch um die Schläfe, (es war das Beste, was ich besaſs; eine Prinzessin hatte es für mich gestickt), und ich hab' es Euch nimmer wieder

JÜNGLING.

Those happy mask's, that kiſs fair ladies brows,
Being black, put us in mind, they hide the fair;
He that is strucken blind, cannot forget
The precious treasure of his eye-sight lost.

abgefodert, und mitten in der Nacht hielt' ich mit eigner Hand Euch den Kopf, und wie langsam mir auch die Stunden von einer Minute zur andern dahinschlichen, hielt ich mich doch immer munter, bald mit dieser, bald mit jener Frage: was fehlt Euch? wo thut es Euch weh? was kann ich Euch Liebes thun? — Wollt Ihr mir beide Augen blenden? diese meine Augen, die Euch nie auch nur einmal scheel angesehen haben, es nie werden? — Ach, kein Mensch würde das thun, als in dieser eisernen Zeit. Sich selbst überlassen, würde das Eisen, so feuerroth es auch von sich sprüht, ehe es meinen Augen zu nah käme, meine Thränen trinken, und sein glühender Zorn würde schon gleich in dem feuchten Augenscheine meiner Unschuld erlöschen; ja es würde hernach in seinem eignen Roste sich abzehren, daſs es sich so arg hatte erhitzen können, meine Augen verletzen zu wollen. Seid Ihr denn härter, als gehammertes

Shew me a mistreſs, that is passing fair,
What doth her beauty serve, but as a note,
Where I may read, who pass'd that passing fair?

— —

O she doth teach the torches to burn bright.
Her beauty hangs upon the cheeks of night,
Like a rich Jewel in an Aethiops ear;
Beauty too rich for use, for earth too dear!
So shews a snowy dove trooping with crows,
As yonder lady o'er her fellows shows.

Eisen? Oh, wäre ein Engel zu mir herabgekommen und hätte mir gesagt, daſs mir Hubert meine Augen ausbrennen würde, ich hätte es nicht geglaubt. — Ach weh! was braucht Ihr denn so stürmisch-rauh zu seyn? Ich will mich nicht sträuben; ich will stockstill halten. Um Gottes willen, Hubert! laſst mich nicht binden! Nein, hört mich, Hubert, schickt diese Männer nur weg, und ich will so still sitzen, wie ein Lamm, will nicht zucken, will keinen Laut von mir geben, will nicht einmal einen unwilligen Blick auf das Eisen werfen. Schickt mir nur diese Männer weg, und ich will Euch alle die Martern verzeihen, die Ihr mir anthun möget.

The measure done, I'll watch her place of stand,
And, touching hers, make happy my rude hand.
Did my heart love till now? Forswear it, sight,
I never saw true beauty, till this night. *)

— —

*) Jene Larven, die so glücklich sind, schöner Frauen Augenbraunen küssen zu dürfen, erinnern uns durch ihre schwarze Farbe, daſs die Schönheit sich hinter ihnen versteckt. Wer mit Blindheit geschlagen ist, kann doch nicht vergessen, daſs er ehemals so glücklich war, an dem Anblicke dieser Schönheit einen groſsen Schatz zu besitzen. Zeigt mir ein hübsches Gesicht, werd' ich in diesem hübschen Gesichte etwas anders als die Folie sehen, durch die ich ein noch schöneres gewahrte? — —
O von ihr erst lernen die Kerzen dort, hell zu brennen. Ihre Schönheit haftet auf den Wangen der Nacht, wie ein Juwel am Ohr eines Mohrenkönigs hängt: zu reich für niedern Gebrauch, zu theuer für einen irdischen Preis. Wie eine schneeweiſse Taube unter den Krähen, erscheint mir unter den Tänzerinnen jene Schöne dort; wenn der Tanz aus ist, will ich mir die Stelle merken, wo sie stehen bleibt, und meine rauhe Hand soll sich das Glück verschaffen, ihre weichen Händ-

M A N N.

Between the acting of a dreadful thing,
And the first motion, all the interim is
Like a phantasma, or a hideous dream:
The genius, and the mortal instruments,
Are then in council; and the state of man,
Like to a little Kingdom, suffers then
The nature of an insurrection. — —
— — — O Conspiracy!
Sham'st thou, to shew thy dang'rous brow by night,
When Evils are most free? O then by day,
Where wilt thou find a cavern dark enough
To mask thy monstrous visage? Seek none, Con-
spiracy;
Hide it in smiles and affability:
For if thou put thy native semblance on,
Not Erebus itself were dim enough
To hide thee from prevention. *)

chen zu berühren. Hat mein Herz je vorher geliebt? Es wäre Meineid, ihr Augen, mir das zu betheuern; nie habt ihr vor dieser Nacht wahre Schönheit gesehen.

*) Zwischen der Ausführung einer Gräuelthat,

GREIS.

— — — I have five hundred crowns,
The thrifty hire I sav'd under your father,
Which I did store, to be my foster nurse
When service shou'd in my old limbs lie lame,
And unregarded age in corners thrown;
Take that; and He, that doth the ravens feed,

und der ersten Versuchung, gleicht alles, was dazwischen liegt, einem Fieberbilde oder einem fürchterlichen Traume; der Geist und sein tödtliches Werkzeug, das Fleisch, gehn dann mit einander zu Rathe, und der Staatskörper im Menschen, ähnlich einem kleinen Königreiche, gährt in einem Zustande der Empörung. — —

O Verrath! schämst du dich, deine feindselige Stirne in der Stunde der Nacht zu zeigen, wenn die bösen Geister entfesselt umherschweifen? Wie willst du denn am hellen Tage einen Winkel finden, der finster genug ist, deine gräſsliche Gestalt zu verbergen? Versuch's nicht, Verrath! hülle sie in Lächeln und Freundlichkeit ein; denn wenn du dich mit deiner natürlichen Stirne zeigst, so ist selbst der Erebus nicht düster genug, dich vor der Entdeckung zu bewahren.

Yea, providently caters for the sparrow,
Be comfort to my age! Here is the gold,
All this I give you, let me be your servant.
Tho' I look old, yet I am strong and lusty:
For in my youth I never did apply
Hot and rebellious liquors in my blood,
Nor did I with unbashful forehead woo
The means of weakneſs and debility;
Therefore my age is as a lusty winter,
Frosty but kindly; let me go with you;
I'll do the service of a younger man
In all your busineſs and necessities.

— —

Master, go on, and I will follow thee
To the last gasp with truth and loyalty.
From seventeen years till now almost fourscore
Here lived I, but now live here no more.
At seventeen years many their fortunes seek:
But at fourscore it is too late a week;
Yet Fortune cannot recompence me better,
Than to die well, and not my master's debtor. *)

*) Ich besitze fünfhundert Kronen, die ich in

Ich könnte diese Beispiele häufen. Wer aber die feine Nüance in diesen vier Tira-

dem Dienste Eures Vaters von meinem Lohne zurückgelegt habe, dafs ich mich damit pflegen wollte, wenn einst meine alten Knochen zum Dienen zu lahm seyn würden, und der Greis achtlos zu Winkel kriecht. Nehmt das, und Er, der die jungen Raben füttert, und den Sperlingen ihren Vorrath sammelt, sei der Pfleger meines Alters. Hier ist das Gold; ich geb' es Euch alles, nehmt mich dafür in Eure Dienste. Ob ich gleich alt aussehe, bin ich doch stark und rüstig; denn nie habe ich mir in meiner Jugend heifses und aufrührerisches Getränk ins Blut gestürzt, noch buhlte ich mit schamloser Stirne nach dem, was den Mann schwach und unvermögend macht: darum ist nun mein Alter wie ein frischer Wintertag, kalt aber heiter. Nehmt mich mit Euch: ich will Euch in allen Euern Geschäften und Bedürfnissen dienen, wie ein jüngerer. — — — —

Auf, Herr, geh Du voran, und ich will Dir folgen bis zum letzten Athemzuge mit Treue und ohne Trug. Von meinem siebzehnten Jahre an bis heute, da ich bald achtzig bin, habe ich hier gelebt: nun hat auch das ein Ende. Im siebzehnten

den nicht wahrnimmt, nicht lebhaft empfindet, wie sehr in dem Charakter des Knaben das kindisch-rührende, wiewohl spielende Raisonnement in der Diktion selbst, d. i. in derjenigen Diktion, die das naive Bild der Seele ist, (denn von willkührlichen, humoristischen Angewohnheiten, dergleichen Ben Jonson, Molière u. a. genutzt haben, ist hier die Rede nicht), gegen den blühenden Ausdruck der Einbildungskraft in dem Charakter des Jünglings, gegen den starken Ausdruck der richtigen und festen Denkungsart in dem Charakter des Mannes, und gegen den weichen Ausdruck der geprüften, itzt schwächern und zugleich weisern Seele des Greises absticht: — der mag immerhin mit

Jahre macht sich Mancher auf, sein Glück in der Welt zu suchen: im achtzigsten ist es schon um einige Wochen zu spät. Doch kann das Glück mich ohnehin nicht besser belohnen, als wenn es mich mit gutem Gewissen, und nicht als einen Schuldner meines Herrn sterben läfst.

den französischen Kunstrichtern Meteore finden, wo die Natur in ihrer höchsten Schönheit erscheint, und die blöden Augen fest zudrücken. Sie, mein Freund, sind vor einem so unrühmlichen Verdachte sicher.

Shakespeare unterschied eigentlich sieben Stufen-Alter, die ich Ihnen zur Abwechselung in dem meisterhaften Gemälde des grotesken Jaques beifügen will.

— — — *All the world's a Stage,*
And all the men and women meerly Players.
They have their Exits and their entrances,
And one man in his time plays many parts:
His acts being seven ages. At first the infant,
Mewling and pucking in the nurse's arms;
And then the whining school-boy with his scatchel
And shining morning-face, creeping like snail
Unwillingly to school. And then the lover,
Sighing like furnace, with a woful ballad
Made to his mistrefs' eye-brow. Then a soldier,
Full of strange oaths, and bearded like the pard,

Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
Seeking the bubble, reputation,
Even in the canons mouth. And then the Justice,
In fair round belly, with good capon lind,
With eyes severe, and beard' of formal cut
Full of whise laws and modern instances;
And so he plays his part. The sixth age shifts
Into the lean and slipper'd pantaloon
With spectacles on nose, and pouch on side,
His youthful hose well sav'd, a world too wide
For his shrunk shank and his big manly voice,
Turning again toward childish treble, pipes,
And wistles in his sound. Last scene of all
That ends this strange eventful History,
Is second childishneſs, and meer oblivion,
Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans every thing. *)

*) Die ganze Welt ist eine Schaubühne; alle Männer und Weiber sind bloſs Spieler darauf, treten auf, treten ab, und oft spielt ein Einziger die Rolle von sieben Menschenaltern hinter einander. Erst ist er der sprudelnde Säugling, der in den Armen seiner Amme wimmert und schmatzt. Dann der heulende Schulknabe, der mit seinem Bücher-

Eben den Unterschied, den ich Ihnen in der Diktion der Stufen-Alter gezeigt

bündel und seinem glattgewaschnen Morgengesichte mit Schneckenschritten ungern nach der Schule kriecht. Hierauf der Verliebte, der wie ein Backofen seufzt, und ein klägliches Liedlein auf die Augen seiner Gebieterin abtrillert. Alsdann der Soldat voll sonderbarer Flüche, und mit einem Schnurrbart wie ein Pardel strotzend, krittlich auf seine Ehre, rasch und auffahrend zu Händeln, die Seifenblase Ruhm in dem Mundloche einer Kanone suchend. Nachher der Richter mit dem runden Bauche, gut ausgestopft mit Kapaunenfleisch, ernst im Blick, den Bart nach der Regel geschnitzt, voll weiser Gesetze und Läuterungen: so spielt der seine Rolle. Das sechste Alter vertauscht die wohlgeschonten Beinkleider seiner Stutzerjahre mit den schlotternden Pluderhosen, die ihm bis in die Pantoffeln herabhangen, eine Welt zu weit für die hagern Lenden dahinter, den Geldbeutel an der Seite, und die Brille auf der Nase, seine vorige Manns- und Baſsstimme in einen quikenden Diskant umgewandelt, und, wenn er spricht, zugleich hustend und pfeifend. Die letzte Scene von allen, die dieſs seltsame historische Drama beschlieſst,

habe, finden Sie auch in der Sprache der verschiedenen Stände so fein geschattet, daſs Sie augenblicklich das Ideal eines Landmanns von dem Ideal eines Bauernknechts, dieses vom Kuhhirten, den Kuhhirten vom Schäfer, alle vier vom Handwerksmann oder Bürger, den Bürger vom Edelmann, den Edelmann vom Hofmann, den Hofmann vom Prälaten, den Prälaten von andern Geistlichen, den Gelehrten vom Ungelehrten, aller unzähligen mehr ausgemalten Charaktere itzt nicht zu gedenken, augenblicklich in den kleinsten Zügen ihrer Art sich auszudrücken, erkennen können. Bei einer so sorgfältigen Beobachtung der Natur, bei einer so seltnen Richtigkeit in der *peinture des détails*, war es freilich nothwendig, die Fehler und Auswüchse mit der Korrektion des Ausdrucks in gleichem Paare gehen zu las-

ist eine zweite Kindheit, gänzliche Vergessenheit, ohne Zähne, ohne Augen, ohne Geschmack, ohne alles.

sen; und wer, ohne Rücksicht auf diese Bedingung, Shakespeare den Vorwurf einer übeln Wahl macht, zeigt ausdrücklich, daſs er selbst nicht aufgeklärt genug sei, die verschiednen Gattungen der Nachahmung richtig aus einander zu setzen.

„Gattungen der Nachahmung! — Wahl des Ausdrucks! höre ich Sie mir zurufen. Habe ich Sie endlich ertappt? Allerdings vermiſst man die Wahl des Ausdrucks: denn was in einem solchen Grade die Natur selbst ist, wie kann das schöne Natur seyn?" —

Sie sehen wenigstens, daſs ich gerecht bin, und keinen Zweifel vorbeilasse, der mit einigem Anscheine gemacht werden kann. Daſs Shakespeare Begriffe von der schönen Natur gehabt habe, ist unstreitig. Er selbst sagt von der Kunst:

She tutors Nature: artificial strife
Lives in those touches, livelier than life; *)

*) Sie verbessert die Natur; in ihren Pinsel-

und wieder anderswo:

— — — *I have heard say,*
There is an art, which in their piedneſs shares
With great creating Nature *) —

aber eben so unstreitig ist es, daſs er in seinen Begriffen einer Nachahmung der schönen Natur — ich will nicht sagen, von dem Geschmack der alten Griechen und einiger Römer (denn diese haben hierin fast einerlei Grundsätze mit ihm gehabt) — von unserm heutigen französirten Geschmacke unendlich abweicht. Machen Sie, wenns Ihnen beliebt, ihm daraus ein Verbrechen; und verstatten Sie mir dagegen, weit mehr Vergnügen an

strichen wetteifert die Kunst mit dem Leben, das durch sie noch mehr Leben athmet, als das Leben selbst.

*) Ich habe sagen hören, daſs es eine Kunst giebt, die noch schöpferischer in ihren bunten Erfindungen, als die groſse schöpferische Natur selbst ist.

jener zwangfreien Natur zu finden, als an einer sogenannten schönen Natur, die aus Furcht, ausschweifend oder arm zu scheinen, in goldenen Fesseln daher schreitet. *Say there be*, antwortete Polixenes,

Yet Nature is made better by no mean.
— — — Over that art
Which, you say, adds to Nature, is an art,
That Nature makes — *)

und diefs ihr grofses Kunststück ist das Werk des Genies, das mich immer interessiren wird.

*) Sei's, dafs es eine solche Kunst giebt: bessern kann sie doch auf keine Weise etwas an der Natur — — —

Über diese Kunst, die, wie ihr sagt, über die Natur hinaus erfindet, giebt es eine Kunst, die von der Natur selbst erfunden ist.

IV.

Wie weit sind wir gekommen? — Ich habe mich bemüht, Ihnen einige Theile in dem Detail der Shakespearschen Schreibart aus einem bessern Lichte zu zeigen, als woraus sie gemeiniglich von übersichtigen Lesern, die sich mit ihrem halben Geschmack blähen, betrachtet werden. Machen Sie hieraus den Schlufs, dafs ich alle Fehler dieses Dichters aus einer Art von Prädilektion vertheidigen wolle; so sind Sie gerade in dem Falle derjenigen Kunstrichter, die ein Stück aus dem Ganzen herausheben, und alsdann, im Schwindel ihrer eignen Vernünfteleien lächelnd, vom Straucheln reden.

Sie trauen mir, ich bin davon überzeugt, eine bessere Fähigkeit zu, das Tadelhafte von dem Untadelhaften zu unterscheiden; und nur mit Ihnen kann ich mich von Fehlern eines grofsen Mannes unterhalten, ohne zu befürchten, dafs er

dadurch verkleinert werde. Es giebt Stellen in den Werken dieses aufserordentlichen Kopfs, die für uns schlechterdings abgeschmackt und unleidlich sind. Wenn Sie diese Stellen nicht alle der Verfälschung des Textes beimessen, welches allerdings ein sonderbares Vorurtheil wäre; so sind Sie doch billig genug, die Entstehungsart derselben gelten zu lassen, die ich Ihnen, ohngefähr mit den Worten eines seiner Editoren, angeben will.

„Man hat angemerkt, sagt Theobald, dafs die Engländer, vermöge der Freiheit ihrer Staatsverfassung, und eines vorzüglichen Hanges zur Spekulation, mehr Humoristen und eine gröfsre Verschiedenheit von Original-Charakteren hervorbringen, als irgend eine andere Nation. Da aber diese sich wieder auf das eigenthümliche Genie eines Zeitalters beziehen, so mufs eine unendliche Reihe von Dingen, worauf der Dichter anspielt, dunkel und unverständlich werden, so bald diese Cha-

raktere veralten. Witz beruht ferner auf der Zusammenhaltung der Ideen, die sich mit einer gewissen Leichtigkeit, Schnelligkeit, mit einer Art von Gedränge an einander reiben, und angenehme Bilder, wie Funken, in der Seele zurücklassen: Daher muſs ein Schriftsteller, so oft Witz sein Gegenstand ist, viele Materialien und in einem weiten Umfange aufsuchen, und wenn dieser Schriftsteller gerade zu einer Zeit auftritt, in der eine wunderbare Affektation, gelehrt zu scheinen, herrschend ist, da man folglich vulgaire Ideen vermeidet, und durch den ganzen Kreislauf der Wissenschaften umherschwärmt, um Bilder der Kunst und seltne Ähnlichkeiten zusammen zu häufen: so muſs er, falls er dem Geschmacke seiner Zeit nachgiebt, nothwendig von dem gebahnten Wege abgerathen, und dem gemeinen Haufen der Folgezeit wie ein verwilderter Mensch vorkommen. Solchergestalt ward die Poesie des Donne, ungeachtet

er der witzigste Kopf seiner Zeit war, nichts als ein aufgehäuftes Magazin von Räthseln; und Shakespeare selbst verfällt bei aller Leichtigkeit seines Naturels nicht selten in diese fehlerhafte Manier. Noch eine andere Gattung der Dunkelheit fliefst aus der ihm eignen Art zu denken, und aus der ihm eignen Art, seine Gedanken einzukleiden. Er hatte eine allgemeine Kenntnifs aller Scienzen: aber sie war mehr die Kenntnifs eines Reisenden, als eines Eingebornen. Kein Theil der Philosophie war ihm fremde: aber alles hatte für ihn die Reizungen und Stärke der Neuheit. Und da die Neuheit eine Quelle der Bewunderung ist, so sind seine beständigen Anspielungen auf die verborgensten Geheimnisse dieser Philosophie nicht sowohl ein prahlerisches Geziere, als vielmehr eine Wirkung der bewunderten Neuheit. Hieraus entspringen diejenigen sonderbaren Wendungen des Ausdrucks, die man bei keinem andern Schriftsteller

findet, und bei denen man mit mehrerm Grunde auf Shakespeare anwenden kann, was Addison von Milton sagt: „Seine Sprache sinkt unter ihm; sie war dem Umfange seines Ideals nicht gewachsen.“ „Er bildete neue Worte, um die Neuheit und Mannichfaltigkeit seiner Begriffe auszudrücken, und bediente sich der veralteten, um diesen Begriffen ein feierliches Ansehen zu geben.“

Wollen Sie noch mit Pope die Fehler in Anschlag bringen, welche von den extemporirenden Schauspielern hineingelegt wurden, so bin ich auch damit zufrieden; und wir werden also ziemlich wissen, was wir von manchen Ungereimtheiten denken sollen, die den meisten Lesern so anstöfsig und unverdaulich sind.

Ich glaube mich lange genug bei Worten aufgehalten zu haben. Folgen Sie mir itzt in die höhern Gegenden der Komposition, deren Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit unsere Meinung von seinem Ge-

schmacke zu seinem Vortheile oder Nachtheile entscheiden muſs.

Sie erinnern Sich, daſs ich Ihnen bereits zugegeben habe, Shakespear's Drama sei nicht das Drama der Alten, und könne folglich keine Vergleichung dieser Art dulden. Dieſs hindert aber nicht, daſs dieses Shakespear'sche Drama gewisse Grundsätze mit dem Griechischen gemein haben könne, die aus der Natur eines Ganzen herzuleiten sind.

Die Gattungen der dramatischen Komposition, deren Polonius im Hamlet erwähnt, waren *tragedy*, *history*, *comedy*, *pastoral*, *pastoral-comical*, *historical-pastoral*, *scene undividable*, und *poem unlimited.* — Diese Eintheilung ist kritisch; und wir können nach ihr die Stücke unsers Dichters in folgende Klassen abtheilen:

I. *Tragedy.*

Makbeth
King Lear

Hamlet
Othello
Cymbeline
Timon of Athens
Troilus and Cressida
Romeo and Juliet.

II. History.

Henry IV. Part. I. II.
Henry V.
Richard III.
King John
Henry VIII.
Richard II.
Henry VI. Part. I. II. III.
Julius Caesar
Antony and Cleopatra
Coriolanus
Titus Andronicus.

III. Comedy.

Merry Wives of Windsor
Measure for Measure

Twelfth-Night
Much ado about nothing
As you like it
All's well that ends well
Two Gentlemen of Verona
Taming of the Shrew
Comedy of Errors
Merchant of Venice.

IV. Pastoral.

Tempest
Midsummer-Nights-Dream.

V. Pastoral-comical.

Winter's Tale.

VI. Historical-pastoral.

Love's labour's lost.

Den Sturm und Sankt Johanns-Nachts-Traum werfe ich in die Klasse der Pastoral, weil ich nicht weifs, wo ich sie eigentlich hinbringen soll, da sie sich fast ganz der Natur der Oper nähern.

Poem unlimited ist das Geschlecht, wozu sie ziemlich alle gehören: allein was meint Shakespeare mit dem, was er *scene undividable* nennt? Ich müfste mich sehr irren, wenn wir hier nicht das Drama der Alten wiederfänden, das sich auf die Einheit des Orts gründet, das folglich zu Shakespear's Zeiten nicht unbekannt war, sondern nur von einer andern Seite betrachtet wurde, als von der wir es betrachten, wenn wir es für die Regel des Sophokles, für die höchste Art der Komposition, für das, was Laokoon in der Bildhauerei ist, halten, und demselben den obersten Standort anweisen, dem alle andere untergeordnet seyn müssen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ihnen einige Stellen aus dem nämlichen Hamlet auszuzeichnen, die uns den Zustand des damaligen Theaters und Shakespear's Urtheil davon auf eine für Sie und mich sehr unterrichtende Weise abbilden. Riccoboni selbst hätte einem

Schauspieler keine nützlichere Lehre geben können, als Hamlet hier thut.

Speak the speech, I pray you, as I pronounc'd it to you, trippingly on the tongue. But if you mouth it, as many of our players do, I had as lieve, the towncrier had spoke my lines. And do not saw the air too much with your hands thus, but use all gently: for in the very torrent, tempest, and, as I may say, whirlwind of your passion, you must acquire and beget a temperance that may give it smoothneſs. Oh, it offends me to the soul, to hear a robustious periwig-pated fellow tear a passion to tatters, to very rags, to split the ears of the groundlings: who, for the most part, are capable of nothing, but inexplicable dumb shews and noise: I could have such a fellow whipt for o'er-doing Termagant; it out-herods Herod. Pray you, avoid it. — Be not too tame neither; but let your own discretion be your tutor.

Suit the action to the word, the word to the action, with this special observance, that you o'erstep not the modesty of Nature; for any thing so over-done is from the purpose of playing, whose end, both at the first and now, was and is, to hold as 'twere the mirror up to nature, to shew Virtue her own feature, Scorn her own image, and the very age and body of the Time, his form and pressure. Now this overdone or come tardy of, tho' it make the unskilful laugh, cannot but make the judicious grieve: the censure of which one must in your allowance o'er-weigh a whole theatre of others. Oh, there be players that I have seen play, and heard others praise, and that highly, (not to speak it prophanely), that have so strutted and bellow'd, that I have thought some of Nature's journeymen had made men, and not made them well;

they imitated humanity so abominably. — And let those, that play your clowns, speak no more than is set down for them; for there be of them that will themselves laugh, to set on some quantity of barren spectators to laugh too; though, in the mean time, some necessary question of the Play be then to be considered. That's villainous, and shews a most pityful ambition in the fool that uses it. *)

*) Sprecht die Rede, ich bitt' Euch, wie ich sie Euch vorsagte, glatt von der Zunge weg. Wenn Ihr sie so breit herausmault, wie es viele unsrer Schauspieler thun, so möcht' ich eben so lieb, dafs der Ausrufer meine Verse abriefe. Und säget mir die Luft nicht so viel mit Euren Händen: so — sondern treibt alles fein menschlich; denn mitten in der Eile des Stroms, des Sturms, und, wie ich sagen möchte, des Wirbelwindes der Leidenschaft müfst Ihr Euch immer doch dergestalt zu mäfsigen wissen, dafs der Affekt sich mit der Wahrheit verträgt. O es thut mir in der Seele weh, wenn ein handfester kraushaarigter Bursche

Bei folgender Stelle:

I heard thee speak me a speech once; but it was never acted, or, if it was, not

*

einen Affekt in lauter Fetzen und Lumpen zerreiſst, bloſs um auf den Ohren des Parterre herumzutrommeln, das doch oft nichts davon versteht, als was sich aus dem Gebehrdenspiel und dem Getöse abnehmen läſst. Ich möchte solche Schreihälse auspeitschen lassen, wenn sie ihre Menschenstimme zu einem sinnlosen Sprachrohre machen, als ob sie den rasenden Roland über-rolanden wollten. Ich bitt' Euch, vermeidet mir das. — Seid aber auch nicht gar zu kirre, sondern laſst Euer eignes Nachdenken Euch belehren. Meſst Eure Gebehrden Euren Worten, Eure Worte Euren Gebehrden an, und zwar so, daſs Ihr nie die natürliche Schicklichkeit überschreitet; denn jede solche Übertreibung widerspricht dem Zweck eines Schauspiels, der von Anbeginn an kein anderer gewesen, und auch itzt nicht ist, als der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, und der Tugend ihre eigentlichsten Züge, der Untugend ihre rechte Miſsgestalt, dem Jahrhundert, dem Körper der Zeit seine wahre Form, seinen treuen Abdruck zu zeigen. Wird nun dieſs zu übertrieben oder zu

above once: for the Play, I remember, pleas'd not the million, 'twas Caviar to the general; but it was, as I receiv'd it and others, (whose judgment in such

matt dargestellt, so kann es dem Unwissenden zwar behagen, aber den Mann von Einsicht muſs es verdrieſsen; und der Tadel dieses Einzigen muſs Euch mehr gelten, als das Lob des ganzen übrigen Theaters. O es giebt Schauspieler, die ich habe spielen und von andern beklatschen sehen, die auf ihren Stelzen so herumstrotzten und dabei bellten, daſs mir (Gott verzeih' mir!) oft dabei einfiel, ein Kleidermacher der Natur habe Menschen zu machen versucht, und sein Stück Arbeit verpfuscht, so abscheulich gerieth ihnen ihre Nachahmung der Menschheit! — Und laſst mir die, die Eure Narren machen, nicht mehr sagen, als ihnen vorgeschrieben ist; denn es giebt deren unter ihnen, die selbst zuerst lachen, um den Hohlköpfen auf der Gallerie ein Signal zu geben, wo sie mitlachen sollen, obgleich zu eben der Zeit einige nothwendige Rücksicht auf den Zusammenhang des Stücks zu nehmen gewesen wäre. Das ist schändlich, und beweist eine erbärmliche Anmaſsung an dem Narren, der sich's erlaubt.

matters cried in the top of mine) an excellent play, well digested in the scenes, set down with as much modesty as cunning. I remember, one said, there was no salt in the lines, to make the matter savoury; nor no manner in the phrase, that might indite the author of affection; but call'd it an honest method etc. — *)

*) Ich habe Dich einmal eine Rede vortragen hören, aber das Stück ward nicht aufgeführt, oder, wenn es geschehen ist, nur einmal; denn ich erinnere mich, es schmeckte der Menge, wie gepökkelter Störroggen. Aber es war, wie ich es verstand, und wie auch Andre es verstanden, deren Urtheil in solchen Dingen mir mehr als das meinige gilt, ein vortreffliches Stück, wohl angelegt in den Scenen, und mit eben so viel Überlegung als Geist abgefaſst. Einer, erinnere ich mich, setzte daran aus, es sei kein Salz in den Zeilen, um den Inhalt zu würzen, und der Ausdruck schiene anzudeuten, daſs es dem Autor an dem rechten Sturm und Drang des Enthusiasmus gefehlt habe; sie nannten es eine schlichte altväterische Manier u. s. w.

macht Warburton folgende Anmerkung, von der Sie übrigens glauben mögen, was Ihnen gut däucht:

This episode was Shakespear's own. He was desirous of restoring the chastneſs and regularity of the ancient stage, and therefore compos'd this Tragedy on the Model of the Greek Drama, as may be seen by throwing so much action into relation. But his attempt proved fruitleſs, and the raw taste, then prevalent, forced him back again to his old manner; for which he took this revenge upon his audience. *)

*) Diese Episode (nämlich das Bruchstück vom Pyrrhus und der Hekuba, das Hamlet den Schauspieler deklamiren läſst) war von Shakespeare selbst. Er wünschte, die Regelmäſsigkeit der Alten wieder einführen zu können, und schrieb deſswegen diese Tragödie nach dem Muster des griechischen Drama, wie schon daraus erhellt, daſs er so viel von der Handluug in die erzählende Form einkleidet. Allein sein Versuch blieb ohne Erfolg,

Ich eile von dieser Exkursion zu der Quelle selbst zurück, um zu prüfen, was Shakespear's Theorie für Einfluſs auf seine Ausübung gehabt habe.

In keinem seiner Schauspiele habe ich in dieser Absicht mehr Anlage gefunden, als in den lustigen Weibern zu Windsor, und in den Irrungen, deren ersteres eine wahre Komödie nach der Theorie des Aristoteles ist, (wohl zu verstehen doch nur in Beziehung auf das γελοιον der Sittenverbesserung), und das zweite zu der reichhaltigen Klasse der Plautinischen Menächmen gehört, deren Name Legion ist. Ich kann Ihnen aber eine tragische Geistesgeburt aus dieser Familie nennen, die nach meiner Meinung die komischen, auch von Seiten der Erfindung, übertrifft,

und der schlechte Geschmack, der damals den Meister spielte, nöthigte ihn, zu seiner alten Manier wieder umzukehren. Doch machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze, seinen Zuhörern wenigstens den Text zu lesen.

und die Sie in dem zweiten Theile der *Hija del ayre* des schon in einem meiner vorigen Briefe belobten Calderon — denn das Stück besteht nach Art der Shakespear'schen Geschichtsdramen aus zwei Theilen — wenn Sie nur den ersten gelesen haben, wohl schwerlich noch suchen würden. Sind Sie neugierig, mehr von diesem Luftkinde, das kein anderes als die berühmte Semiramis von Ninive ist, und wie sie sich zu den komischen Menächmen unsers Shakespeare, den Irrungen, verhalte, etwas näheres zu wissen, so behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächsten Briefe eine detaillirte Skizze von beiden zu geben.

ÜBER

RECITATIV UND ARIE

IN DER

ITALIENISCHEN SING-KOMPOSITION. *)

AN ***

1770.

Da Sie jetzt auf Ihrer Reise einen Ort besuchen, der unter den deutschen Städten

*) Ich lasse diesen Aufsatz hier so unverändert wieder abdrucken, wie ich ihn im zweiten Bande der Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur finde, da die Verbesserungen und Zusätze, die er dem nachher folgenden verdankt, zu tief in das Ganze der Sing-Komposition eingreifen, als daſs sie in diesem eine ihnen angemessene Stelle hätten erhalten können.

wegen seines Geschmacks in der Musik berühmt ist: so wünschte ich, daſs Sie mir über folgende Fragen den Unterricht eines Kenners verschaffen; vorausgesetzt, daſs Sie einen finden, der weder zu viel, noch zu wenig Musikus ist, sie im ersten Falle für allzu liebhaberisch, im andern für allzu vorwitzig anzusehen, als daſs er sie einer Antwort würdigen sollte.

Ich möchte also gern wissen,

1) Ob nicht die Natur des Gesanges darin bestehe, daſs er die Worte, deren er sich als Zeichen bedient, in Tongemälde der Empfindung verwandelt;

2) Ob nicht hieraus folge, daſs Deklamation in keinerlei Bedeutung Gesang heiſsen könne, so lange sie ihre Worte nur als Zeichen, und nicht als solche Gemälde vorträgt;

3) Ob nicht also auch das Recitativ, welches seine Grundsätze aus der Deklamation herleitet, von einer ganz andern

Natur, als der Gesang sei. Und wenn alles das folgt:

4) Ob in Werken, die eigentlich darauf angelegt sind, daſs sie eine Welt nachahmen, wo Alles durch Gesang ausgedrückt wird, so heterogene Theile, als Recitativ und Arie, nicht eine schlechte Komposition geben?

Mehr will ich nicht fragen, sondern einige Anmerkungen hinzufügen, meine Meinung näher zu entwickeln.

Die erste Beobachtung, die sich mir darbeut, und, wie es mir vorkommt, schon gleich nicht wenig entscheidet, ist, daſs die Deklamation auf jede einzelne Silbe niemals mehr, als einen einzelnen Ton setzt, der Gesang aber das Gegentheil thut. Ich zweifle, daſs es eine Nation in der Welt gebe, die im Reden, als Reden, ihre Silben durch zwei oder mehr Töne in eine Notenfigur breche; wenigstens habe ich in keiner Reisebeschreibung etwas dergleichen erwähnt gefunden. Was man

eine singende Aussprache, z. E. der Chineser, nennt, bezieht sich nicht hierauf, sondern auf die Intervallen der Töne, die bei einigen Völkern weiter, abstehender sind, als bei andern.

Und eben daraus ziehe ich eine zweite Bemerkung, — daſs die Deklamation in ihren Intervallen Enharmonischer *) Art sei, weil wir eine mehr Chromatische oder Diatonische Aussprache schon eine singende nennen. Einige Theoristen haben daher

*) Der Zweideutigkeit des Worts wegen merke ich an, daſs ich es hier im Sinne der Alten nehme, welche das Enharmonische Klanggeschlecht für das erste und natürlichste unter den dreien hielten, weil sie es ohne Beziehung auf Harmonie bloſs nach der sanften Folge der Töne beurtheilten und ausübten; da es hingegen nach dem Sinne der Neuern, die es nur vermittelst der Harmonie herausbringen können, künstlicher als die beiden andern ist. S. historisch-kritische Beiträge zur Musik II. 278. *Rousseau Dict. de Musique Art. Enharmonique, Voix, Genre etc. Du Bos Réflexions III. 9.*

nicht ohne Ursache die eingeführte Tonleiter auf den Umfang der natürlichen Aussprache *) einschränken, und die halben Intervallen noch um die Hälfte vermindern wollen, damit das Recitativ dadurch, wie in der theatralischen Deklamation der Alten an der Wahrheit seines Ausdrucks gewinnen möge. Ehe ich aber Gebrauch von diesen beiden Beobachtungen mache, lassen Sie mich versuchen, ob ich mit Ihnen, oder unserm Kenner, in dem Begriffe eines Gemäldes der Empfindung, eines Tongemäldes, und eines Wortzeichens, übereinstimme.

Innere Seelenwirkungen sind nie von aufsen her, nie durchs Organ empfunden worden, und können darum auch kein organisches Bild werden, wie die Gegenstände der Augen, die uns dadurch, dafs

*) Man macht noch einen Unterschied unter dem Tone der Aussprache, und dem Tone der Deklamation, der eine genaue Untersuchung verdiente.

wir sie sehen, wirkliche Augenbilder werden: ein Maſs, womit wir jede andre Kopie des Gegenstandes vergleichen können.

Da sich aber innere Seelenwirkungen vermittelst eines organischen Körpers äuſsern, so können wir gleichwol diese Äuſserungen als Bilder brauchen, woran wir die Empfindungen, die in dem Herzen eines andern vorgehen, symbolisch erkennen. Zu ihnen gehören die Töne.

In den Tönen unterscheiden wir zweierlei: den Ton und die Bewegung. Einzelne Töne malen die Seele durch ihren Accent, eine Reihe von Tönen durch Accent und Bewegung zugleich. Schrecken bricht in Geschrei, Schmerz in Gewimmer, Traurigkeit in Ächzen, Verlangen in schmachtende Seufzer aus. Aber Schrecken, Schmerz, Traurigkeit, Verlangen u. s. w. haben auch ihre eigenthümlichen Bewegungen, wie innerlich im Herzen, so äuſserlich in den Tonfolgen. Bewegung ist überhaupt, wie

Aristoteles *) mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn bemerkt, schon an sich eines sittlichen Ausdrucks.

Töne sind Zeichen, Worte sind auch Zeichen, nur auf eine andere Art.

Worte können theils als Töne, theils als Ideen betrachtet werden. Eine jede Idee, die ein Wort wird, ist eine bestimmte Modifikation unserer Seele, das Resultat, nicht das Resultirende: oder, um mich durch eine Vergleichung zu erklären, die Ziffer, erst dann auf dem Uhrblatt angedeutet, nachdem in der Uhr diejenigen mechanischen Verändrungen vorhergegangen sind, die diese und keine andre Zahl auszeichnen. Das Wie dieser Modifikationen ist niemals ein Wortbegriff, sondern wird es erst durch die Verbindung mit jenen malerischen Äufserungen, Handlungen, Minen, Gebehrden, Accenten, Tonfolgen u. s. w. Nehmen

*) *Problem. Sect. XIX.* 27. 38.

Sie Worte, welche Sie wollen, Worte, die noch so resultirend scheinen; Sie werden immer finden, daſs sie nur Resultate sind. Lesen Sie z. E. — Mein Herz wallt von Liebe, — Furcht und Hoffnung kämpfen in meiner Seele, — Entzückung durchströmt mein Herz: — dieses Wallen, dieses Kämpfen, dieses Strömen ist Ihnen doch nur ein Zustand, wozu Ihnen das Wie fehlt. Hören Sie aber den Ton der nämlichen Worte, Accent, Modulation; sehen Sie die Mine, mit der ich sie ausspreche: — So, ach! so wallt mein Herz von Liebe! — So kämpfen Furcht und Hoffnung in meiner Seele. — So durchströmt Entzückung mein Herz — Oder lassen Sie auch bloſs Ihre Phantasie wirken: malen Sie Sich den Ton, den Sie schon sonst gehört, die Mine, die Sie schon sonst gesehen, in der Einbildung vor; lassen Sie alle die innern Triebfedern springen, die in Ihnen schon sonst ähnliche Empfindungen hervorgebracht haben.

Nicht weil Wallen, Kämpfen, Strömen eine Idee von etwas Resultirendem in Ihnen anregen, empfinden Sie es auch wirklich als resultirend; nein, diese Idee steht mit Ihrer Seele in einem weit andern Verhältnifs, als mit der meinigen: soll sie ganz das Ihnen seyn, was sie mir ist, so müssen Sie den Gang der Empfindungen erst so durchwandeln, wie ich ihn selbst durchgewandelt bin; dazu die Bewegungen meiner Stimme und meiner Gebehrden, dazu das Bild der Phantasie, das Ihnen die Erfahrung oder die Anlage Ihres eignen Herzens anbietet.

So wird aus Worten, aus Resultaten, das Tongemälde der Empfindungen, das Resultirende. Wie ist daraus der Gesang entstanden? Sie trauen mir hoffentlich zu, dafs ich Sie hier nicht auf die Frage zurückführen wolle, wie und wovon der erste Mensch gesungen habe: was wir nicht wissen können, mag ich nicht untersuchen. Entstehungsart des Gesanges heifst

mir jetzt derjenige Zustand des Herzens, in welchem der Mensch natürlicher Weise zu singen pflegt.

Dieses ist, däucht mir, kein andrer, als das Vergnügen. Natürlicher Weise singt man nicht, daſs man Nahrungssorgen habe, daſs man hasse, daſs man fürchte. Man singt freilich in schwermüthigen Augenblicken: allein nur alsdann, wenn Schwermuth mit angenehmen Empfindungen der Hoffnung, des Gegenstandes u. s. w. untermischt ist; und das sind gerade die wollüstigsten Augenblicke, deren das menschliche Herz genieſsen kann. Ist, frage ich, dieser natürliche Gesang immer ein Tongemälde der Empfindungen? So wenig, daſs er nicht nur äuſserst willkührlich, sondern oft sogar das Widerspiel derselben zu seyn scheint. Das Singen drückt den Zustand unsers Herzens aus, und drückt ihn auch nicht aus; es drückt ihn aus, als Singen, und drückt ihn nicht aus, als Gesang.

Sie merken nun schon, daſs noch Etwas

hinzukommen müsse, wenn der Gesang das seyn soll, was unsre Idee von ihm erschöpft; und diefs Etwas, mit einem Worte, ist zweckmäfsige Nachahmung. Folglich durch bestimmte Mittel. Durch welche?

Wir haben gefunden, dafs alle menschliche Töne sich auf Accent und Bewegung zurückführen lassen; dafs Accente einzelne natürliche Ausbrüche des Herzens sind; dafs Tonbewegung theils die Aussprache der Worte überhaupt, theils die Aussprache der Silben insbesondere erweitert, jenes durch ein abstehendes Intervallensystem, dieses durch Brechungen und Dehnungen. Wir finden aber auch, dafs mit diesen ersten Tönen der Empfindung viele andre Töne verwandt sind, die sich willig mit ihnen vermählen, und das Rudiment des Bildes nach Zwecken der Nachahmung auszumalen dienen. Hiezu bequeme Zeichen, welche das successive Gemälde auf einmal als Resultat bestimmen: Worte; —

so haben wir die unterscheidenden Merkmale des Gesanges beisammen. Ich verlange nicht weitläuftig zu zergliedern, was von selbst einleuchtet.

Nachdem man solchergestalt den natürlichen Gesang durch Grundsätze zur Kunst erhöht hatte, so sah man, dafs sich in den nämlichen Plan noch eine gute Anzahl Empfindungen hineinbringen liefsen, die zwar nicht dem natürlichen Gesange eigen wären, aber doch die Haupteigenschaft des Gesanges hatten, einer Nachahmung durch Töne fähig zu seyn. Obgleich also Hafs, Rache, Verzweiflung u. dgl. keine unmittelbare Gegenstände des Singens sind; so hat ihnen doch die Natur ihre eigenthümlichen Tonbewegungen verliehen, wodurch sie sich über den Ausdruck der Sprache erheben, und Gesang werden können. Die Schranken zogen sich allmälig weiter aus einander. Aufser den Tönen der menschlichen Stimme besitzt die Natur einen Reichthum an Schall, der mit den

innern Saiten unsrer Empfindung oft stark zustimmt. Auch die Nachahmung solcher Töne kann Gesang werden, indem sie sich in Gemälde der Empfindung abändern. Endlich hat man aus der Erfahrung gelernt, daſs, so wie die Orchestik der Alten zuletzt die Gegenstände ihrer Nachahmung aus der ganzen Natnr, so entfernt sie auch von der Gebehrdensprache seyn mochten, ohne Unterschied hernahm, so auch Dinge, die weder Schall noch Empfindung haben, dennoch gar wohl besondre Gegenstände der Tonkunst werden können. Selbst der philosophische Rousseau *) spricht von dieser

*) *Ne cherche point, jeune Artiste, ce que c'est que le Génie. En as-tu: tu le sens en toi-même. N'en as-tu pas: tu ne le connoîtras jamais. Le Génie du Musicien soumet l'Univers entier à son art. Il peint tous les tableaux par des sons; il fait parler le silence même — Il exprime avec chaleur les frimats et les glaces. Dict. de Musique. Art. Génie.* Eben so enthusiastisch drückt sich jener Liebhaber beim

letzten Erweiterung, als von einem aufser-ordentlichen Fluge des Genies. Mir däucht gleichwohl, dafs die Kunst nicht unzufrieden seyn würde, wenn ihre Genien manchmal in der Wahl ihrer Gegenstände nicht gar zu sicher wären, und die Musik nicht gleich zu bereichern glaubten, so bald sie etwas in Töne gebracht zu haben scheinen, was kein Mensch sich hätte einfallen lassen, für ein musikalisches Objekt zu halten.

Aristänet über die Fähigkeit einer mimischen Tänzerin aus. *Πολυμνιαν, Αφροδιτην εχουσιν οἱ θεοι. Εκεινας ἡμιν, ὡς εφικτον, ὑποκρινεις ὑπ' αυτων κοσμουμενη. Ονομασω ῥητορα, προσειπω ζωγραφον· και πραγματα γραφεις, και λογους παντοδαπους ὑποφαινεις, και φυσεως ἁπασης εναργης ὑπαρχεις εικων.* (Die Götter haben ihre Polymnia, ihre Aphrodite. Du, von beiden ausgeschmückt, stellst uns sie beide dar, so weit sie erreichbar sind. Du tanzest nicht: du redest, du malst; das Leben malst du, Handlungen malst du, Gedanken jeder Art machst du dem Auge sichtbar. Die ganze Natur bildest du wie im Spiegel nach.)

Ich wenigstens sehe nicht ein, was z. E. eine Oper bei der Vermählung des Dauphins durch eine Symphonie gewinne, die ein Feuerwerk nachahmt, wie Rameau einmal zur Belustigung des hohen Brautpaars seinen Franzosen ein so erstaunliches Feuerwerk abgebrannt hat. Daſs eine steigende Rakete gewisse Empfindungen veranlassen könne, die musikalischen Ausdruck vertragen, begreife ich; so begreife ich auch, daſs das Steigen der Rakete, da es eine Bewegung ist, eine Reduktion auf gewisse Bewegungen des Herzens, die sich in Töne bringen lassen, verstatte; aber ob das den Virtuosen berechtige, seiner Kunst mit jeder entfernten Wirkung zugleich die Nachahmung jeder wirkenden Ursache anzumuthen, mag Ihr Kenner entscheiden. Keiner Kunst sind feste Schranken, welche man, wenn sie einmal mit reifer Überlegung gesteckt worden, nie überschreiten sollte, so nothwendig, als der Musik. Die Musik hat in den Werkzeugen ihrer

Nachahmung so eine Menge von Mitteln, die alle, wenn man nicht beständig Rück-sicht auf die Bestimmung der Kunst nimmt, so leicht kleine Hauptzwecke werden können! Wenn der Eine nur beschäftigt ist, gewisse verborgene Eigenschaften seines Instruments hervorzulocken; der Andre, zu zeigen, auf wie mancherlei Art man die einzelnen Stimmen in einander verwickeln; der Dritte, wie man einen Satz, der nichts sagt, bald so, bald anders vortragen könne; wenn man anfängt, nur das für Kunst zu halten, was die Aufmerksamkeit vom Zweck auf die Mittel hinzieht; wenn der Musikus in beständige Kollision mit der Musik geräth, und dies und jenes zur Hauptabsicht macht, was durch eine Bearbeitung, wozu Talente erfordert werden, höchstens nur nebenher Nachsicht verdient: so kann man schwerlich sagen, dafs die Kunst grofse Schritte zu ihrer Vollkommenheit thue, es sei denn, dafs man das Raffinement der Nebenzwecke auch wirklich auf die Errei-

chung des Hauptzwecks anwende. Unser Jahrhundert hat vor dem vorigen, wo nicht Genie, doch unstreitig Geschmack und Untersuchungsgeist voraus: eine kleine Erschütterung würde der Musik vielleicht jetzt mehr als jemals gelegen kommen, um so viel gelegner, wenn die Anmerkung einiger grofser Meister wahr ist, dafs sie sich ihrem Verfall nähere.

Sie werden mir hier vielleicht vorwerfen, dafs ich einen Absprung von meiner Materie thue, indem ich von der musikalischen Nachahmung des Gesanges reden sollte. Allein der Sprung ist nicht so sehr Sprung, als er wohl scheint. Ich weifs nicht, ob die Instrumentalmusik, die wir gröfstentheils mit unsern Gesängen verbinden, die Theorie des Gesanges nicht gar zu zweideutig gemacht habe. Seitdem man die Worte durch Instrumente unterbrechen, und das musikalische Gemälde durch andre Töne, als die mensch-

lichen, ausführen gelernt, hat sich nicht allein das Feld der sangbaren Nachahmung weit über seine Gränzen ausgebreitet, sondern das Zufällige des Gesanges, die Instrumentalmusik, ist offenbar mehr als zufällig geworden, und wird unvermerkt bald vollends das Wesentliche werden. Man fängt wirklich hin und wieder schon an, die Arie nicht mehr als ein Ganzes, worin der Sänger, von den Instrumenten bloſs unterstützt, seine Leidenschaften und musikalischen Ideen ausdrückt, zu betrachten: umgekehrt, der Ausdruck der Leidenschaften wird ein Spielwerk der Instrumente, und die menschliche Stimme dient nur noch, so zu sagen, zum Epigraph instrumentalischer Gemälde. Darmsaiten haben singen gelernt; das ist schon recht: aber der Sänger hat es verlernt; und das ist nicht recht: er will, statt zu singen, deklamiren; ja auch das will er nicht einmal, er will sein stückweises Zuzählen von einem Biſschen Text

für Deklamation gehalten wissen; und das ist schlimmer, als alles übrige.

Der Sänger, höre ich Sie mir zurufen, hat deklamiren gelernt? Wohl uns! Desto besser! Eben das hat uns gefehlt! Worte sind nicht gemacht, um durch eine ungeheure Menge Noten in Gemälde gezerrt zu werden: sie sollen Zeichen unsrer Begriffe seyn; verwandelt man sie in Koloraturen, so sind sie weder das Eine noch das Andre: nicht Zeichen, denn man versteht sie nicht; nicht Gemälde, denn man weiſs nicht, was gemalt wird.

So gerade zu mochte ich das Dilemma nicht einräumen. Die Ausübung der besten Meister beweist, daſs es an Mitteln nicht fehle, Beides mit einander zu vereinigen. Sie vertheilen den Ausdruck der Empfindung auf die ganze Reihe von Worten, aus denen es zusammengesetzt ist, dergestalt, daſs diese Worte zugleich als Zeichen vollkommen deutlich, und als Gemälde vollkommen empfindbar, das ist,

dafs sie das werden, was jedes nach seinem Zweck seyn soll und seyn kann, Gesang. Oder wenn sie ein tönendes Wort haben, worauf sie das Gemälde legen wollen, so bemühen sie sich entweder es so zu stellen, dafs es aus dem Zusammenhange verständlich wird, oder sie lassen es als Zeichen vorhergehen, ehe sie es als Gemälde vortragen. Mich dünkt also, man könne nicht behaupten, das Wort werde auch da wider seinen Zweck gebraucht, wo doch in der That der Zweck erreicht wird, nämlich, dafs der Zuhörer es beides als Zeichen versteht, und als Gemälde empfindet. Und nun möchte ich Ihren Satz so umkehren. Der Sänger will deklamiren, anstatt zu singen? Er thut aber keines von beiden. Er deklamirt nicht: denn jetzt ein halbes Komma, und nach ein Paar Takten, wenn die Instrumente genug gemalt haben, wieder ein halbes Komma, hier ein eingeschobnes Wort, und da eins, und nichts im Grunde

als Randglossen zu einer fremden Musiksprache, heifst das Deklamiren? Auch singt er nicht: denn die Knäuel herreichen, woraus der Weberstuhl nebenan das Zeug macht; heifst das weben? Ich will zugeben, dafs eine Arie nicht anders, als Eins aus Zweierlei, ein Gemälde aus Worten und instrumentalischen Klängen zusammengesetzt, beurtheilt werden müsse: aber warum wollen wir denn vergessen, dafs auch die menschliche Stimme ein vortrefflich musikalisches Instrument sei, dafs Töne unsrer Stimme ein viel unmittelbareres Bild geben, als Töne selbst der sprechendsten Geige, und dafs es uns näher angehe zu wissen, was der Mensch fühlt, als was ein Stück Holz fühlt? Die Instrumentalmusik hat eigenthümliche Reizungen genug, als dafs es nöthig wäre, ihr zu Gefallen den Gesang zu verdrängen. Sie fasse die zarten Fäden unsrer Leidenschaften auf, und verwickele uns nach und nach in ein Zaubernetz von Tönen, aus dem wir

uns ungern losreißsen, wo in künstlichen Entzückungen eine schöne Phantasie die andre verjagt, wo ein Meer von Harmonieen um uns herwallt, und unsre Seele in Empfindungen zerfließst, die ihr namenlos sind.

Nachdem ich hinlänglich gezeigt zu haben glaube, was ich für Gesang halte, so werde ich nicht viele Worte verlieren dürfen, Ihnen zu beweisen, was ich nicht dafür halte. Das beste Recitativ, gesteht sogar Rousseau, der sich so viele Mühe gegeben hat, es gegen die Arie zu vertheidigen, ist das, worin man am wenigsten singt. Es ist lächerlich, Recitiren Singen zu nennen; man spreche entweder wie sichs gebührt, oder singe lieber gar: beides zugleich geht nicht an. Ist die Sprache, worin man sich ausdrücken will, einmal gewählt, so bleibe man dabei; sie mitten in der Rede mit einer neuen vertauschen, was heißst das anders, als deutsch und französisch unter einander stottern? — Sonderbar wie eben der Mann, der itzt so

richtig urtheilt, so wenig Herr über seine Vorurtheile ist, dafs er einen Augenblick darauf mit andern Worten schon das Gegentheil behauptet. — Das Recitativ, fährt er fort, mufs nur dienen, die Kontextur des Drama zu verbinden, die Arien durch den Kontrast zu verschönern, und der Betäubung vorzubeugen, welche das beständige Geräusch unvermeidlich nach sich ziehen würde. — Wie? Singen und Reden sind zwei verschiedne Sprachen, die sich nicht zusammen vertragen: und nun nimmt sich die eine durch ihre Verbindung mit der andern nur desto besser aus? Wenn es wahr ist, dafs eine Reihe von Arien unvermeidlich betäuben mufs — Wenn es wahr ist? Allerdings! spricht Rousseau. Eine Oper von lauter Arien würde eine eben so schlimme Wirkung thun, als eine einzelne Arie, die so lang wäre, als eine ganze Oper — das doch wohl nicht! Eine einzelne Arie, die nur Ein Bild, Eine Situation ausmalt, ist doch wohl nie völlig

eben das, was eine Reihe von Arien, wo vielerlei Gemälde und Situationen abwechseln. Aber es sey! Lauter Arie ermüde und betäube uns. Hat denn die Musik, diesem Übel vorzubauen, keine Hülfsmittel in sich selbst? Muſs sie darum zu einem ganz fremden Mittel ihre Zuflucht nehmen? Welche andre Kunst des Geschmackes hat sich das jemals erlauben dürfen? Und wo ist die Nothwendigkeit? Giebt es nicht Grade der Nachahmung? Sind alle Empfindungen, die dem Gesange angehören, einerlei Stärke des Ausdrucks, einerlei Klarheit, einerlei Umfanges fähig? Ist der Virtuose nicht Meister seines Stoffs? Kann er seine Partieen nicht so anordnen, wie sie sich wechselsweise aufstützen und verschönern? einige durch ein schwaches Licht mildern, andre mit der vollen Fackel des Genies erleuchten? Muſs er darum aus seiner Sphäre herausgehen? Giebt es keine Arietten, Cavaten, Ariosen, Stanzen? Giebt es kein *Récita-*

tif obligé, das im eigentlichen Verstande Gesang ist? Giebt es nicht vielleicht noch viele andre Gattungen des Gesanges, an die man nur darum nicht gedacht hat, weil man immer nur einerlei elende Kantatenform im Gesicht hatte, wovon man nicht abweichen zu dürfen meinte?

Damit will ich keinesweges das Recitativ verwerfen. Wo, wie in den Trauerspielen der Alten, nicht der Gesang, sondern die Recitation den Ton des Werks bestimmt; wo, wie im gemeinen Leben, ein Lied bloſs zufällig gesungen wird; wo Recitiren nur ein tonvolleres Sprechen, nicht, was es niemals seyn kann, durch tonvolleres Sprechen schon Gesang seyn will; wo der Musikus beständig den wesentlichen Unterschied vor Augen hat, der zwischen einer Ideensprache durch Töne, und einer Sprache der Empfindungen durch Tongemälde herrscht; nicht Recitationssylben, in figurirte Gesangsylben, nicht sanft in einander flieſsende

Tonfolgen der Aussprache in springende, schwebende, hüpfende Modulationen auskünstelt, nicht ein Gemisch von Monogramm und Koloratur für Einheit der Malerei, kein Unding aus verworrenen Tongängen, das weder recht spricht, noch recht singt, für natürliche Melodie der Deklamation ausgiebt; kurz, wo Recitation wirklich die schöne Natur der menschlichen Rede, nicht mehr und nicht weniger, ist: da geniefse das Recitativ, bei uns so gut, wie bei den Griechen, aller seiner Rechte, uneingeschränkt. Man mache immerhin Recitative; man mache sogar eine besondere Gattung recitativischer Opern, der die lebhafteste Accentuation der Aussprache, wie sie nur je bei den Griechen oder bei den Chinesern statt findet, zum Grunde liegt: nur mache man aus Recitativ und Gesang kein widersinniges und geschmackloses Ganze. Sie hätten mich wahrlich sehr unrecht verstanden, wenn Sie meinen Widerwillen gegen das Reci-

tativ im Singgedicht mit der tändelhaften Abneigung einiger Dilettanti verwechselten, die allenthalben singen und singen hören wollen, auch wo am wenigsten der Ort dazu ist. Ein gut gearbeitetes Recitativ gilt mir allemal mehr als die klingendste Arie, die nur klingt. Das gute Wort kantabel, das man jetzt so unbescheiden zu mifsbrauchen anfängt, das alle Kraft der Instrumentalmusik zu lähmen, und den wenigen Ausdruck, der noch in unsrer Singekunst übrig ist, bald vollends zu entnerven droht, findet an mir einen sehr mäfsigen Bewunderer. Ich mufs Ihnen sogar unter uns ganz heimlich, (denn wer würde mir so was heutiges Tages vergeben?) Ihnen mufs ich gestehen, dafs ich ein einziges:

Awful pleasing Being say,
If from Heav'n thou wing'st thy way *)

*) Hoher Unbekannter, sprich,
Trug ein Strahl des Himmels Dich,
Hehren Schwungs, zur Erd' herab?
Sprich! mit Schauer frag' ich Dich!

ein einziges:

Father of Heav'n, from thy eternal Throne
Look with an Eye of Blessing down *)

des männlichen, erhabnen, des Deutschen Händel mit samt seinem unmelodischen Eigensinne, oder wie man es sonst nennen will, weit über alles Geklingel der neuern Italiener setze, was ich kenne. Es ist so wenig der Mangel an Melodie, was mir am Opern - Recitativ mifsfällt, dafs mir vielmehr die Erniedrigung desselben am

Hat Dich Huld, hat Rache Dich
Im Sturm der Luft herabgesandt?
Sieh, mit Schauer frag' ich Dich!

*) Vater! und Herr!
Von Deiner Himmel Thron,
Allgütigster, blick' mild herab!
Anbetend knien wir hin vor Dir;
Nimm, Vater, unser Opfer an!
Mit frommem Schauder nah'n wir Dir,
Und vom Altar flammt Opferdank;
Und auf zu Deinem Throne steigt,
Allgütigster! der Hochgesang.

meisten nahe geht, da man es erst für eine Art von Gesinge verkaufen zu müssen glaubt, wenn es Liebhaber finden soll.

Wir rühmen uns, und wie es scheint, nicht ohne Grund, den bessern italienischen Geschmack in der Singkomposition geschaffen zu haben. Sollte es denn wohl einer so schöpferischen Nation, als die Deutsche, (und sie ist es gewiſs, sogar in hohem Grade, der Deutschen Nachahmer ungeachtet), sollte es der wohl würdig seyn, die offenbar schlechte Einrichtung des Hauptwerks der Musik bloſs darum beizubehalten, weil sie so und nicht anders aus den alten Madrigalen der Franzosen und Italiener entstanden ist. Welch ein Werk könnte die Oper seyn! welch ein Werk, wenn man sich gleich Anfangs um die Franzosen und Italiener, und ihre alten Madrigale, und ihre gothischen Begriffe unbekümmert gelassen hätte! welch ein Werk, wenn man noch jetzt die eigenthümliche Welt der Oper, (ich meine hier

weder Götter, noch Feen, noch Sylphen, noch Zaubrer, ich meine die Welt einer edlen und der Gottheit würdigen Imagination), so zu nutzen versuchte, als schon das bloſse Ideal derselben die brüderlichen Genien der Dichtkunst und der Tonkunst dazu einladet.

SCHREIBEN EINES FREUNDES

DURCH DEN

VORSTEHENDEN AUFSATZ VERANLASST.

Sie verlangen, mein Werthester, von mir Bemerkungen und Zusätze zu dem, was Sie vor fünf und vierzig Jahren über die schlechte Einrichtung des italiänischen Singgedichts schrieben. Es ist Ihnen gleich, — sagen Sie — ob diese Bemerkungen mit den Ihrigen übereinstimmen, dafern nur Wahrheit dadurch gefördert wird. Ich will zu mehrerer Erläuterung des Gegenstandes versuchen, was ich vermag, zufrieden, wenn es auch nur Ihren Beifall erhält.

In der Hauptsache bin ich mit Ihnen völlig einverstanden, dafs in den italiänischen Opern die gewöhnlichen Arien mit Ritornellen und Wiederholungen des ersten Satzes und das blofs sprechende oder plaudernde Recitativ heterogene Theile sind, die eine schlechte Komposition ausmachen. Eine andere Frage aber ist, ob diese heterogenen Theile, die doch immer, wie aus dem Nachfolgenden erhellen wird, etwas homogenes an sich tragen, wenn letzteres insonderheit mehr hervorgehoben wird, nicht zu einem schönen Ganzen verbunden werden können. Gluck hat, seitdem Sie jenes schrieben, treffliche Proben von einer solchen bessern Vereinigung der erwähnten verschiedenen Musikformen gemacht, die vielleicht noch vollkommener ausgefallen seyn und bei einigen schätzbaren Musikkennern im Einzelnen weniger Tadel gefunden haben würden, wenn Gluck mit seinem richtigen Gefühl und seinem Kunst - Geschmack tiefere Kenntnifs der

Harmonie, die seiner Erfindungskraft mehr Nahrung gegeben haben würde, verbunden hätte. Doch! ich muſs mich näher erklären, und etwas weiter ausholen, um mich verständlicher zu machen.

Gesang in allgemeiner Bedeutung unterscheidet sich von Rede durch die völlige Bestimmtheit der Töne, durch das Einherschreiten der Stimme in festen, nach einem gewissen System oder Klanggeschlechte abgemessenen Tonpunkten. In der Rede giebt es zwar, so wie im Gesange hohe und tiefe Töne; allein die Töne der Rede haben keine festen Punkte, sind unbestimmt und schwankend, es werden so viele Tonpunkte kurz nach einander berührt, daſs das Ohr sich darüber verwirret und selbst nicht bemerkt, in welcher Region der Tonleiter sich der Redende befindet. Im Gesange dürfen keine andere Töne zum Gehör kommen, als die nach einem gewissen System abgemessenen; dazwischen liegende Tonpunkte werden in der Regel nicht

geduldet, sondern als unrein verworfen; nur in Ansehung des Schleifens oder Hinübergleitens von einem Tonpunkte zum nächsten durch die unendliche Reihe der Zwischentöne, wobei jedoch auf keinem Punkte angehalten werden darf, findet, wenn es zur rechten Zeit angebracht, nicht gemifsbraucht und der Vortrag nicht zum Geheule wird, eine Ausnahme statt: Unerklärbar ist es, dafs Sulzer, der in seiner Theorie der schönen Künste Manches so trefflich entwickelt hat, im Artikel: Gesang, hat sagen können: es sei nichts leichters, als den Unterschied zwischen Gesang und Rede zu fühlen, gleichwohl sehr schwer, ihn zu beschreiben. Dieser Unterschied liegt offenbar in nichts anderem, als in der Bestimmtheit und Unbestimmtheit der Sprachtöne, oder, wenn man lieber will, in ihrer Mefsbarkeit und Unmefsbarkeit gegen einander. *) Dafs

*) Wie Töne gegen einander gemessen werden

hier nicht vom rhytmischen Messen nach Zeit-Länge und Kürze, sondern vom musikalischen nach Höhe und Tiefe der Töne *) die Rede sei, wird jeder begreifen.

können, kann einem jeden, der es noch nicht weiſs, durch ein Monochord anschaulich gemacht werden.

*) Man könnte das erste das Zeitmaſs, und das andere das Raummaſs der Töne nennen, da die Töne und ihr Verhältniſs gegen einander auf dem Monochord einen Raum einnehmen. Jeder Tonpunkt für sich, hat sonst, wie ein mathematischer Punkt keinen Raum, sondern nur einen Ort im Raume. Schon Euklides beschrieb den Ton als einen des (musikalischen) Systems fähigen Ort der Stimme ohne Breite. Eine Breite kann ein Ton nicht haben, weil er sonst andere Tonpunkte mit berühren und solchergestalt aufhören würde, derselbe Punkt zu seyn. Die beiden übrigen Dimensionen des Tons dachte sich Euklides wahrscheinlich so. Man legt dem Ton wegen seiner Ausdehnung eine Länge, und wegen seines Verhältnisses mit andern Tönen eine Höhe oder Tiefe bei. Jene Dimension gehört aber lediglich zum Zeitmaſse, und diese zum Raummaſse, nicht des einzelnen Tones, sondern des Verhältnisses mehrerer Töne. Wenn von einem

Ein Ton, der keinen festen Punkt hat, kann nicht gegen einen andern gemessen, das heifst sein Verhältnifs zu andern Tönen kann nicht bestimmt werden. In der Rede laufen die Töne so durch einander, dafs fast nie, oder doch gar selten, auch dann noch undeutlich, ein fester Punkt wahrzunehmen ist, worauf der Ton ruhet, und der im Einklange mit einem gewissen musikalischen Ton stehet. Wenn aber auch in der Rede mehrere solcher Töne vorkommen, so wird sie dadurch, besonders wenn diese Töne eine gewisse Ausdehnung bekommen, zwar singend (dem Gesange ähnlich) aber nicht zum Gesange; denn hierzu wird noch besonders erfordert, dafs diese Töne in Verbindung mit einander ein dem Ohre gefälliges nach einem

Tonpunkte die Rede ist, so denkt man nur an den Ort, den er in dem Raum-, oder Linear-Verhältnisse aller möglichen Töne auf dem Monochord einnimmt; wobei man dann nur mit Einer Dimension zu thun hat.

gewissen System geordnetes Verhältniſs unter sich haben. So viel vom Gesange im allgemeinen Sinn und dessen Unterschiede von der Rede.

In besonderer Bedeutung, wenn nur von musikalischen Tönen die Rede ist, unterscheidet man mit Recht Singen und musikalisches Sprechen oder Recitiren, und man nennt daher ein Recitativ, in so fern es eine bloſse Übersetzung der gewöhnlichen unmusikalischen Rede in eine musikalische ist, nicht Gesang. Nur wenn das Recitativ nicht mit eben der Geschwindigkeit, als die gewöhnliche Rede, vorgetragen wird, wenn es sich zum leidenschaftlichen Ausdruck, zur Sprache der Empfindung erhebt, und aus dieser Ursache die Töne mehr gedehnt und in die Länge gezogen, oder wenn zu einzelnen Silben mehrere Töne gebraucht werden, nähert es sich dem Gesange und wird Gesang. Sonach besteht die Eigenschaft des Gesanges im Gegensatz mit einem bloſsen unlei-

denschaftlichen Recitativ in der Ausdehnung der Wort-Silben über die Gränzen der gewöhnlichen Rede, durch Verlängerung ihrer Tonzeit vermittelst der Anhaltung einzelner oder einer Folge mehrerer Töne.

Von den Eigenschaften des Gesanges ist aber der Zweck des Singens, oder der Grund, warum gesungen wird, zu unterscheiden. Dieser kann kein anderer seyn, als mit den Worten, die an und für sich nur Bezeichnungen der Begriffe sind, einen Ausdruck der Empfindung zu verbinden, oder sie singend so vorzutragen, dafs zugleich mit ihnen unsere Empfindungen herausströmen, selbige also, wie Sie so schön und richtig sagen, in Tongemälde der Empfindung zu verwandeln. Die gewöhnliche Rede vermag diefs schon, besonders wenn sie mit einer sonoren und modulirenden oder dem Gesange sich nähernden Stimme vorgetragen wird, in etwas, doch bei weitem nicht so stark und so herz-

rührend, als die musikalische. Zu den Tongemälden der Empfindungen sind aber nicht bloſs musikalische Äuſserungen gewisser innerer Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu zählen, sondern auch musikalische Darstellungen äuſserer sichtbarer oder hörbarer Gegenstände, in so fern sie auf unsere Empfindungen wirken. Solche musikalische Malereien, wie man sie gewöhnlich nennt, um sie von unmittelbaren Ausdrücken innerer Empfindungen zu unterscheiden, müssen jedoch von der Art seyn, daſs sie fähig sind, die Einbildungskraft mit dem Bilde des Äuſsern zu beschäftigen und so eine gewisse Stimmung des Gemüths, ein mit der Gemüthsbewegung, in welches das Anschauen oder Anhören des Äuſsern zu versetzen pflegt, sympathesirendes Gefühl hervorzubringen. Wie dieses zu machen sei, haben mit richtigem Gefühl und Geschmack begabte Meister der Tonkunst wohl gewuſst, andere sind bei ihrer Bemühung, so etwas zu

wirken, in Spielereien und ungereimte Nachahmungen gerathen. In dem von Luther selbst gesetzten Choral zu seinem Liede: Vom Himmel hoch u. s. w. wird durch bloſs melodische Choraltöne die Einbildungskraft mit dem Bilde eines himmlischen Boten, der mit einer Herolds-Stimme die groſse neue Mähr verkündigt, erfüllet, welches jeder, der nur einige Empfänglichkeit für einfache Schönheiten der Musik besitzt, und dessen Gefühl nicht durch neue Künsteleien verdorben ist, leicht zugeben wird.

Ausdruck der Empfindung, wie er durch bloſses Sprechen nicht erreicht wird, ist demnach ohne alle Widerrede Hauptzweck der Musik. Nebenzweck ist Belustigung des Gehörsinns durch reine mannichfaltige Harmonieen, schöne melodische Gränzen und gut gewählte Rhytmen: dieser Nebenzweck muſs aber dem Hauptzweck nicht entgegen stehen, sondern vielmehr ihn dadurch, daſs er die Aufmerk-

samkeit des Hörenden erregt und unterhält, unterstützen. Darin fehlen so manche Tonsetzer, daſs sie diesen untergeordneten Zweck zum Hauptzwecke machen. Wenn ihnen auch deſsfalls von der Menge Beifall zuströmt: so kann doch eine gesunde Kritik nicht mit zustimmen.

Ob unsere heutige harmonische Musik die Eigenschaft besitze, Empfindungen und Gemüthsbewegungen so deutlich sprechen zu lassen, wie die ältere bloſs melodische, darüber kann noch viel gestritten werden, ehe sich etwas gewisses ausmachen läſst. Von der Musik der Griechen wissen wir zu wenig, wenn uns gleich ihre Bestandtheile umständlich genug beschrieben sind. Indessen müssen wir nach den Zeugnissen so mancher Schriftsteller glauben, daſs sie von erstaunender Wirkung gewesen seyn müsse. Aus dem, was von musikalischen Schriftstellern uns überliefert worden, läſst es sich freilich schwer beurtheilen, wie dieses möglich gewesen seyn könne. An

dem, was wir jetzt Harmonie nennen, und eigentlich, um es mit dem, was die Alten so nannten, nicht zu verwechseln, Kontrapunkt nennen sollten, hat es ihnen gänzlich gefehlt. Ihre Harmonie bestand in einem, nicht wie die unsrige nach Oktaven-, sondern nach Quarten-Folgen oder Tetrachorden geordneten musikalischen System, wonach konsonirende und dissonirende Intervalle nicht harmonisch oder gleichzeitig, sondern bloſs melodisch mit einander durchwebt waren. Von den vier Tönen eines Tetrachords waren bei den Griechen der erste und vierte, die das Verhältniſs einer reinen Quarte hatten, konsonirend und blieben in jedem Klanggeschlechte, dem enharmonischen, chromatischen und diatonischen, (wovon uns nur das mit chromatischen Tönen untermischte diatonische übrig geblieben ist) auf derselben Stelle; sie hieſsen daher u n b e w e g l i c h. Die dazwischen liegenden beiden Töne veränderten sich nach der Verschiedenheit des Klang-

geschlechts, und würden daher beweglich genannt. Zu den konsonirenden Intervallen gehörten bei den Griechen die Quarte, Quinte und Oktave und die oberhalb der Oktave liegenden gleichen Tonverhältnisse. Ohne solche konsonirende Intervalle, welche die dissonirenden Töne, wie das noch in unserer heutigen Tonleiter der Fall ist, begränzen, und in welche nach unserm kontrapunktischen System alle Dissonanzen aufgelöset werden müssen, wäre keine Melodie möglich gewesen. Es wird daher begreiflich, wie die Alten kon- und dissonirende Töne unterschieden und doch vom Kontrapunkt oder der gleichzeitigen Vereinigung der Töne keinen Gebrauch machten. Sonderbar ist es freilich, daſs die Griechen alle Tonverhältnisse, die innerhalb der Quarte lagen, mithin auch die groſse Terz (*ditonum*), und die kleine Terz (*triemitonum*) für dissonirend gehalten haben. *) Indessen läſst es sich aus

*) „Wir moduliren durch viele Intervalle, sagt

ihrem Tonsystem gar wohl erklären, weil darin nur an eine zweckmäſsige Folge, keineswegs aber an einen Zusammenklang verschiedener Tonpunkte, an das, was wir jetzt Harmonie nennen, gedacht ward; denn wenn in den Chören Männer-Stimmen im Einklange und Weiber-Stimmen in Oktaven sich hören lieſsen; so war dieſs eine bloſse Folge zusammenstimmender gleichartiger Töne, was wir jetzt *Unisono* nennen. Daſs die Musik der Griechen, des Mangels unserer Harmonie oder des Kontrapunkts ungeachtet, reicher an Mitteln, als die unsrige, gewesen seyn müsse, um Empfindungen auszudrücken, läſst sich aus der gröſsern Menge der Tonpunkte, wovon sie nach Verschiedenheit der drei Klanggeschlechter und der Oktaven-Formen, oder Gattungen, wor-

Aristoxen, die kleiner sind, als die Quarte; sie sind aber alle dissonirend." Euklid rechnet die groſse und kleine Terze ausdrücklich zu den Dissonanzen.

aus sich dreizehn bis funfzehn Tonarten bildeten, *) aus den Mutationen, wodurch

*) Daſs die Tonarten der Alten nicht bloſs, wie einige glauben, durch Höhe und Tiefe unterschieden waren, welches in ihrer Wirkung keine Veränderung gemacht haben würde, sondern daſs sie sich wirklich durch die Oktaven-Forme bildeten, dürfte wohl, besonders nach dem, was wir beim Aristides S. 17 und 18 der Meibomischen Ausgabe lesen, kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Hier wird ausdrücklich gesagt, daſs die ältern Musiker die daselbst benannten sieben Tonarten mit einem von den sieben Tönen in der Oktave des diatonischen Klanggeschlechts angefangen haben. Einen noch stärkern Beweiſs, der allen Zweifel aufhebt, giebt uns Euklid beim Meibom S. 15, wenn er die Oktave von unserm H zum h mipolydisch, die von C zu c lydisch, die von D zu d phrygisch, die von E zu e dorisch, die von F zu f hypolidisch, die von G zu g hypophrygisch, und die von A zu a hypodorisch nennt. Was die Oktaven-Formen, welche aus der verschiedenen Lage der beiden halben Töne in jedem Oktaven-Umfange entstanden, für melodische Veränderungen hervorgebracht haben, kann man noch jetzt gewahr werden, wenn man die durch

sie zuweilen von einem Klanggeschlecht in das andere, von einer Tonart in die

die veränderte Lage jener halben Töne verschiedene Tonreihe der Oktaven des diatonischen Klanggeschlechts durchsingt, wenn man nämlich von C zu c, von D zu d u. s. w. singt, ohne die sogenannten halben oder chromatischen Töne Cis, Dis u. s. f. zu berühren. Jede dieser sieben Oktaven-Formen hat ihren besondern melodischen Charakter, wie es schon die auf ähnliche Weise gebildeten drei Quarten-, vier Quinten- und fünf Septen-Formen haben. Wahrscheinlich hatte die Musik der Griechen, so wie unsre neuere, einen Hauptton, womit man anfing und schloſs, und das Verhältniſs, worin dieser Hauptton, der die Oktaven-Form angab, zu den übrigen Tönen in den drei Klanggeschlechtern stand, brachte die groſse Verschiedenheit in den melodischen Gängen jeder Tonart zu Wege. Im chromatischen und enharmonischen Klanggeschlechte trat das sogenannte Dichte, womit man die drei ersten nahe an einander liegenden Töne eines Tetrachords benannte, an die Stelle der halben Töne im diatonischen Geschlechte. Daſs die Tonarten der Griechen durch die Oktaven-Formen bestimmt worden seien, geben auch die auf ganz ähnliche Art gebildeten zwölf Tonarten der neuern

andere übergingen, aus der genauen Verwebung ihrer sogenannten Harmonik mit der metrischen oder rhytmischen Bewegungskunst, nämlich mit der Verskunst, womit auch zuweilen die Tonkunst verbunden ward, wohl vermuthen. Nachempfinden würden wir aber den Griechen schwerlich können, wenn auch ein Timotheus aus dem Grabe aufstände und alle ehemalige Schönheiten seiner Kunst vor uns entwikkelte, „für uns, würden wir ihm sagen, ist deine Kunst nicht mehr, die Viertels- und Drittels-Töne zum Gehör bringt, und sogar in der Ausübung einen Drei-Viertels-Ton in zwei gleiche Hälften zu theilen weiſs. *) Unser Fassungs-Vermögen

Zeiten zu erkennen, die gewiſs aus dem diatonischen Klanggeschlechte der Griechen abstammen, wiewohl sich diese Abstammung, wegen der groſsen Verschiedenheit in den Benennungen der griechischen Tonarten, durch keinen Stammbaum darthun läſst.

*) Daſs das Letztere wirklich in einer von den drei Arten des chromatischen Klanggeschlechts der

übersteigt diefs, die metrischen und rhytmischen Schönheiten eures mit der Tonkunst innigst verwebten Versbaues, den musikalisch vollkommnen Vortrag der Buchstaben, Silben, Wörter und Redensarten

Fall war, ist aus den musikalischen Schriftstellern der Alten zu ersehen. Hieraus scheint zu erhellen, dafs die Griechen, um solche Tonpunkte deutlich wahrzunehmen, ein weit feineres und gebildeteres Ohr gehabt haben müssen, als das unsrige: und warum sollte man diefs auch nicht annehmen können, da Angewöhnung und Übung sehr viel vermag, welches wir an unsern Stimmern wahrnehmen, welche den Unterschied zwischen einer reinen und unterschwebenden Quinte, der einen so ungemein kleinen Theil des Tons ausmacht, dafs er bei der Ausübung eines Tonstück's gar nicht bemerkt wird, fühlen müssen, um die Teperatur eines Instruments gleich schwebend zu machen. Erinnert braucht hier wohl kaum zu werden, dafs in unserer Sprache das Wort **Ton** in dreierlei Bedeutung, nämlich als Tonpunkt, als Ton-Intervall und als Tonart vorkommt. Die zweite Bedeutung findet statt, wenn von halben Viertels- und Drittels-Tönen die Rede ist.

eurer Sprache können wir nicht so fühlen, wie ihr. Gewiſs gehören ehemalige griechische Sitten unter einem griechischen Himmel, genaue Kenntniſs der griechischen Sprache, Angewöhnung, lange Übung, und was das allerschwerste seyn wird, eine völlige Entwöhnung von dem, was das kontrapunktische System der neuen Musik in uns gepflanzt hat, dazu, um deine Kunst völlig zu verstehen und unsere Empfindungen dadurch beherrschen zu lassen." In der That sind wir schon durch unser itziges harmonisches Musik - System zu verwöhnt, als daſs wir einen Tonpunkt, der nicht in dieses System hineinpaſst, für musikalisch halten könnten. Unser Kontrapunkt *) hat die alten Tonarten, auch

*) Für Unkundige darf es nur gesagt werden, daſs darunter die gleichzeitige Vereinigung verschiedener Töne und melodischer Gänge, das, was man jetzt Harmonie nennt, zu verstehen ist, welche deſswegen Kontrapunkt heiſst, weil die musikalischen Noten seit Guido Aretins Zeit durch

selbst die zwölfe, welche noch im siebzehnten Jahrhundert üblich waren und gewissermaſsen als Überbleibsel der griechischen Musik angesehen werden können, dergestalt verdrängt, daſs man jetzt die verschiedenen Wirkungen, welche man ehemals diesen nunmehr kaum den Namen nach bekannten Tonarten zuschrieb, und die selbst unser Luther fühlte, wie aus seinen Äuſserungen erhellet *), für leere

bloſse Punkte auf und zwischen Linien angedeutet wurden; daher das Hinzufügen von Noten unterhalb oder oberhalb eines musikalischen Satzes Kontrapunktiren genannt ward.

*) Was Luther für ein gefühlvoller Kenner und Liebhaber der Musik war, beschreibt uns der zu seiner Zeit lebende Kapellmeister Johann Walther, dessen Schrift Michael Prätorius dem zweiten Theil seines *sintagmatis musici* beigefügt hat: „Er habe," sagt derselbe, „manche liebe Stunde mit Luthern gesungen, und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, daſs er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden;" und weiterhin: „Luther

Einbildung hält. So wandelt sich in der Welt Alles, auch unsere

habe mit ihm und dem Sangmeister Konrad Rupff von den Choral-Noten und Art der acht Töne (welche Kirchentöne genannt wurden, und so lange, bis noch vier Tonarten hinzukamen, allein gebräuchlich waren,) Unterredung gehalten, und habe er von ihm selbst die Choral-Noten *octavi toni* der Epistel zugeeignet, und *sextum tonum* dem Evangelio zugeorduet, und also gesprochen: Christus ist ein freundlicher Herr und seine Reden sind lieblich, darum wollen wir *sextum tonum* zum Evangelio nehmen, und weil St. Paulus ein ernster Apostel ist, wollen wir *octavum tonum* zur Epistel nehmen. Luther habe auch die Noten zu den Episteln und Evangelien selbst gemacht, ihm vorgesungen und sein Bedenken darüber hören wollen." — Wer kann noch jetzt das Charakteristische der zwölf Tonarten, das in ältern musikalischen Lehrbüchern bezeichnet wird, fassen und fühlen? Wer wollte aber alles für bloſse Einbildung erklären, was unserer verwöhnten Fassungskraft nicht gemäſs ist? Unser Kontrapunkt hat sicher die Aufmerksamkeit auf die in der verschiedenen Lage des *mi fa*, oder der beiden halben

individuelle sowohl als die ganzen Völkern gemeinsame Empfindungs-Weise, gleich dem Modegeschmack, und so reiſst der Strom der Zeit ehemals hochgeachtete und tief gefühlte Schönheiten der Kunst mit hinweg.

Denken Sie aber ja nicht, daſs ich in der Vermuthung, der unmittelbar auf die Empfindung wirkende, bloſs melodische Gesang könne wohl durch die Störungen des Kontrapunkts von seiner Stärke und Kraft etwas verloren haben, den Kontrapunkt geringschätze oder gar ihn mit Rousseau für eine gothische und barbarische Erfin-

Töne einer Oktave gegen den Hauptton sich gründenden melodischen Eigenschaften jener zwölf Tonarten, welche schon üblich waren, ehe an Kontrapunktiren gedacht ward, unterdrückt, und unser Gefühl dafür abgestumpft. In mancher Hinsicht würde es unsern heutigen Kontrapunktisten sehr nützlich seyn, wenn sie sich mit diesen alten Tonarten genau bekannt machten.

dung halte. Sicher hat der Kontrapunkt die Musik mit neuen Schönheiten bereichert, wovon die Alten nichts wuſsten. Er hat etwas Groſses, Erhabenes und auf unsere Empfindungen stark Wirkendes anderer Art in die Musik hinein gebracht, welches durch bloſse Melodie nicht erreicht werden konnte: dieſs besteht in dem vielstimmigen Gesange, wenn nämlich von Mehreren zu gleicher Zeit verschiedene melodische Sätze, die nicht im Einklange stehen, gleichsam mit aller Freiheit und ohne anscheinende Rücksicht auf den Mitsingenden vorgetragen und doch alle die verschiedenen Stimmen, als geschähe es von selbst, durch Harmonie mit einander vereinigt werden. Da bei allem, was in der Welt gut, edel und schön heiſst, eine gewisse Vereinigung des Mannichfaltigen zum Grunde liegt, da kein Kunstwerk ohne eine solche Einheit des Mannichfaltigen schön genannt werden kann: so muſs eine für den Sinn des Gehörs durch die

Kunst bewirkte Vereinigung vieler verschiedener Stimmen, wenn anders zweckmäſsig damit verfahren wird, nothwendig mit zu den gröſsten Kunstwerken zu zählen seyn. Zweckmäſsig wird nur dann verfahren, wenn keine Stimme die andere verdunkelt, sondern alle zu dem, was auf die Empfindung gewirkt werden soll, mit der gehörigen Deutlichkeit, ohne sich in einander zu verwirren, beitragen: dieſs kann vornämlich nur durch Tonsetzer von Genie erreicht werden, die es verstehen, einen zweckmäſsig erfundenen musikalischen Satz, oder ein Thema nach den Regeln der Kunst zu bearbeiten, und dadurch Einheit in die Vielstimmigkeit zu bringen, die den Mangel dieser Fähigkeit nicht durch eine geschmack- und kunstlose Zusammensetzung unähnlicher Melodieen, wovon jede für sich die Aufmerksamkeit erregt, und dadurch den Eindruck des Ganzen hindert, zu ersetzen suchen; die, wie die Händel, die Bache, die Graune und

andere grofse Tonkünstler es waren, zugleich mit den Künsten des Kontrapunkts, den kanonischen Nachahmungen, den harmonischen und melodischen Umkehrungen u. s. w. völlig vertraut und darin geübt sind. Es gereicht gewifs nicht zur Aufnahme der Musik, dafs man zu unsern Zeiten dieser Künste, als wären es blofs schwere und unnütze Künsteleien, entbehren zu können glaubt, und es für hinreichend hält, was in der That auch viel leichter ist, wenn man seine Zuhörer durch nach Willkühr in einander verwebte Melodieen, sie mögen sich zu einander schikken oder nicht, belustigt, und einen harmonischen Wirwarr von Tönen ohne Zweck und Einheit zusammen bringt, woran nur allenfalls derjenige, der an dem Vortrage mit Theil nimmt, und seine Geschicklichkeit zeigen kann, Vergnügen findet, der Zuhörer aber kalt bleibt, der etwas nicht blofs fürs Ohr, sondern auch für seine Empfindungen haben will, der ein schönes,

nach einem gewissen Thema geordnetes, auf Ausdruck der Empfindungen berechnetes, von allen nicht dahin abzielenden Tönen und Melodieen, wären sie auch noch so schön klingend, befreietes Ganze liebt.

Doch ich lenke wieder auf unsere Materie ein, wiewohl meine Abschweifung nicht so grofs seyn möchte, als sie vielleicht scheint.

Völlig mit Ihnen einverstanden, dafs das ohne alle Empfindung und Leidenschaft blofs musikalisch-sprechende italiänische Recitativ nie einigen Werth haben kann, weil es dem Zwecke des Singens gar nicht zusagt, spreche ich mit Ihnen das Verbannungsurtheil darüber aus. Dann verlange ich aber auch, dafs der Verfasser eines Sing-Gedichts ohne Unterlafs für einen Stoff Sorge trage, der geschickt ist, durch musikalische Töne verstärkt, auf die Empfindung zu wirken. Wie diefs zu machen sei, hängt von dem Genius, der Erfindungskraft und der Musikkenntnifs

des Dichters ab. Sehr schwer dürfte es doch wohl nicht seyn, so etwas zu leisten; auch würde es gewiſs nicht schaden, wenn Opern dadurch kürzer würden, als sie gewöhnlich sind. Es ist immer besser, eine kurze Oper zu hören, als eine, die durch ihre Länge das Gehör ermüdet und die Empfindung abstumpft, oder eine, worin bald natürlich gesprochen, oder musikalisch geplaudert, und bald gesungen, wo man also bald von der wirklichen Welt in eine singende hinein, und von dieser wieder in jene zurück gestoſsen wird. Dergleichen widersinnige Kunstwerke können vor dem Richterstuhl einer gesunden Kritik nicht bestehen. Gewissermaſsen gehört auch das von Rousseau erfundene Melodram dahin, worin G. Benda durch die Ariadne und durch die Medea so viel leistete: denn obgleich hier nicht mit Sprechen und Singen abgewechselt wird, sondern der Sprache der Empfindung oder der leidenschaftlichen Rede, kurze hierauf

sich beziehende musikalische Sätze gleichsam als Nachklänge der geäufserten Gefühle folgen, so sind doch sprechende Deklamation und Musik ganz heterogene Dinge, es fehlt an einem Vereinigungspunkte; die Aufmerksamkeit des Zuhörers wird getheilt, indem sie bald auf die Kunst des Deklamirenden, bald auf die Kunst der Musik Acht zu haben genöthigt, mithin nicht, wie es doch seyn sollte, an einen und denselben Gegenstand gefesselt wird. Emanuel Bach, von dem man wegen seiner grofsen Gewandtheit in der Harmonie und in der Modulation etwas ganz Vorzügliches in diesem Fache hätte erwarten können, urtheilte eben so, und war daher nicht zu bewegen, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen. Was bedarf auch die Musik einer solchen verkehrten Anwendung? Unsre beiden Tonarten, die uns übrig geblieben sind, haben noch Töne und Intervalle genug, um durch eine empfindungsvolle musikalische Sprache

das Herz zu rühren, wenn nur der Komponist, wie es oft bei sonst sehr geschätzten Männern nicht der Fall ist, gut zu deklamiren weiſs, wenn er nämlich die Wort- und Rede-Accente in völlig entsprechende und sie hebende Töne und Tonbewegungen einzukleiden, wenn er zu diesem gut zu moduliren und, wie das nicht selten die Kraft des Ausdrucks erfordert, nach dem Beispiele groſser Meister von einem Ton in den andern geschickt, und ohne dem Ohre wehe zu thun, überzugehen versteht. Dann muſs er aber darauf Verzicht thun, durch bloſs gewöhnlichen Singsang und geräuschvolle, die Stimme des Singenden tödtende musikalische Begleitung die Menge anzulocken, mithin sich eines Beifalls zu erfreuen, den er sich selbst als wahrer Künstler nicht geben kann. Um etwas Neues der Kunst Würdiges zu leisten, giebt es gewiſs noch viele Wege, vorzüglich auch im Rhytmischen, die noch nicht benutzt worden. So wie

in der Musik manches Schöne und Gute aus der Mode gekommen, das man nie vergessen sollte: so liegt auch in ältern Tonstücken, welche die Überschrift von Tänzen führen, wovon man jetzt kaum den Namen, viel weniger die Bewegung kennet, noch ein rhytmischer Stoff, der vielleicht manchem Komponisten zur Bereicherung der Erfindungskraft dienen könnte. Indessen muſs es dem kunst- talent- und gefühlvollen Tonsetzer ganz allein überlassen werden, woher er seinen Stoff nehmen, und wie er ihn bilden will, um die beabsichtigten Wirkungen hervor zu bringen. Besondere Vorschriften möchten eher schädlich als nützlich seyn, und nur von neuen noch unentdeckten Wegen zurückhalten. Statt derselben dürfte es für Tonsetzer nicht allein, sondern auch für Kunstliebende überhaupt zur Bildung des Geschmacks sehr nützlich seyn, wenn es Jemand unternehmen wollte, eine kritische Beispiel - Sammlung derjenigen Gesänge

oder auch einzelnen Gesang-Stellen alter und neuer Zeiten zu veranstalten, worin besonders wahr und vorzüglich der Ton der Empfindung getroffen ist. Solche Beispiele, welche mehr nützen, als alle Vorschriften, könnten dann nach den Empfindungen, die darin ausgedrückt worden sind, geordnet werden. Der Empfindungen und der innern Seelen-Zustände, die sich durch Töne und Bewegungen äufsern, und also musikalisch dargestellt werden können, giebt es gewifs eine Menge. Um sie aber darzustellen, sind, wie Sie so richtig bemerken, Worte als Resultate ehemaliger Empfindungen, wenn sie diese Empfindungen auch noch so schön beschreiben und mit Bildern oder Gleichnissen ausmalen, nicht hinreichend, sondern die Worte müssen so gestellet und geordnet seyn, dafs zugleich etwas von dem Resultirenden aus der Seele heraus strömet. Der Singende mufs, wenn er singen soll, gewissermafsen in Handlung

gesetzt werden, seine innern Gefühle müssen sich aussprechen, er mufs sie nicht blofs durch Worte malen und beschreiben, denn sonst wirkt er nur auf den Verstand und läfst das Herz leer. In der Regel sind nur diejenigen Gedichte musikalisch, die, wenn sie gut gelesen werden, nicht anders, als mit modulirenden Tönen der Empfindung, gelesen werden können, oder worin sich an die Darstellung des Inhalts eine gewisse Gemüthsstimmung, die durch den musikalischen Ausdruck erhöhet und verstärket werden kann, unmittelbar anknüpft *) Es giebt freilich Ausnahmen,

*) Zur erstern Klasse gehören, nach meinem Urtheile, unter vielen andern z. B. der von Emanuel Bach, mit einem Ausdrucke des Grofsen und Erhabnen, worin ihn und Händel noch fast Niemand übertroffen hat, so herrlich in Musik gesezte Cramersche Psalm: Wer ist so würdig, als Du? manche Lob-, Dank- und andere Gesänge unserer Kirche; das Kleistische Lied: Sie fliehet fort u. s. w. das Göthesche: Ach wer bringt die

besonders im Komischen; die Musik mufs aber doch immer im Stande seyn, zu dem richtigen Ausdrucke desjenigen, was gesungen werden soll, ihren Beitrag zu leisten, um es dadurch eindringlicher zu machen; sonst ist es ein blofses Gesinge ohne Zweck, das höchstens nur das Ohr belustigen kann. Dafs in einem Gesange der Ton der Empfindung im Ganzen richtig getroffen wird, hängt von dem Genie, dem richtigen Gefühl und der Erfindungs-

schönen Stunden u. s. w., und die von Mozart so vortrefflich gesetzte Arie der Zauberflöte: Ach ich fühl's sie ist verschwunden u. s. w., die gemeiniglich, vielleicht eben ihrer Schönheit wegen, und weil man jetzt beim Singen nicht mehr fühlen will, weggelassen wird. Zur letztern Klasse rechne ich das auch von Mozart, mit richtigem Ausdruck des Sanften, Ruhigen und Zufriednen komponirte Weissesche Lied: Wie sanft, wie ruhig fühl ich hier u. s. w. Eine mit Kritik und Geschmack unternommene Hinweisung auf mehrere solcher gelungenen Gesangstücke würde der Kunst sehr zuträglich seyn.

kraft des Komponisten ab, der deſsfalls durch tiefes Studium seiner Kunst sich mit hinreichendem musikalischen Stoffe versehen muſs; daſs aber die Wort- und Rede-Accente richtig in Tönen ausgedrückt werden, ohne doch die Empfindung des Ganzen zu stören, hängt lediglich davon ab, daſs der Komponist sowohl als der Sänger richtig zu deklamiren verstehen. Der Musiker kann hier von dem Schauspieler und Redner, und diese können auch oft von jenem lernen, wenn er den Ton und die Bewegung der Accente richtig getroffen und durch die Musik verstärkt hat. Die Form des Gesanges ist zuweilen dabei sehr willkührlich; oft aber trägt eine glückliche Auswahl unter mehreren Formen zum Ausdrucke sehr vieles bei. Dafür werden aber Tonsetzer und Sänger sich in Acht zu nehmen haben, daſs sie den Gesang nicht mit überflüssigen und der Empfindung unangemessenen Verzierungen verbrämen. Sehr oft wirket der einfache,

reine, melodische Gesang mehr auf die Empfindung, als alle Auszierungen. Eben so wenig darf der Ausdruck des Gesanges durch die Instrumental-Begleitung verdunkelt werden. Wenn diese letztere mit besondern Zwischenspielen, welche nicht etwan zur Verstärkung des Ausdrucks beitragen, um den Beifall der Zuhörer buhlet und ihre Aufmerksamkeit vom Gesange abzieht, so ist diefs ein Fehler, der alsdann noch viel weniger geduldet werden kann, wenn die Begleitung so stark und geräuschvoll eingerichtet worden, dafs man den Sänger kaum höret oder doch nicht versteht. Obgleich alles dieses sich aus der Natur der Sache von selbst ergiebt: so ist doch die öftere Erinnerung daran zu unsern Zeiten nicht überflüssig. Wenn man viele neue hochgepriesene Gesangstücke genau untersucht: so wird die Kritik, wenn nicht alles, doch manches verwerfen müssen, worin wider die obigen Regeln gesündigt worden. Es scheint,

dafs die ältern Tonsetzer besser wufsten, was kräftiger musikalischer Ausdruck war, die neueren aber besser verstehen, das Ohr zu belustigen. Letztere richten sich mehr nach dem Geschmacke des Publikums, oder dem Modegeschmacke, als nach den Erfordernissen der Kunst; den Beifall der Menge ziehen sie dem Beifall des Kenners vor. Um nun wieder auf das Singespiel oder die Oper zu kommen, so wird noch ein musikalischer Genius vermifst, der mit richtigem Gefühl und wahrem Kunstsinne, in völligem Einverständnisse mit dem Dichter, der für den musikalischen Stoff zu sorgen hat, die Oper zu dem bildet, was sie eigentlich seyn sóll, auch dabei nicht ganz vergifst, das grofse Publikum an sich zu ziehen, und ihm allmälig wahren Kunstsinn einzuflöfsen. Gluck hat, so viel es der dichterische Stoff, den er bearbeitete, erlaubte, schon viel geleistet; man folge ihm nach und suche nur seine Mängel zu ersetzen. Sehr wünschens-

werth wäre es, wenn durch gemeinschaftliche Bemühungen der Dichter und Komponisten wieder eine nähere Vereinigung der Dicht- und Ton-Kunst bewirkt werden könnte, die sich immer weiter von einander zu entfernen scheinen.

A. im Sept. 1815.

G — r.